

Neutralität: Ex-Diplomaten rechnen mit Ignazio Cassis ab

Nummer 10 – 7. März 2024 – 92. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 7.40

DIE WELTWOCHEN



China ist eine Chance

Wann merkt's der Bundesrat?
Prof. Beat Schneider

Jugend ohne Sex

Das Problem sind die Pornos. *Thérèse Hargot*

Bürgerliche Rentenversager

Wie Chiesa, Burkart, Pfister & Co. abgetischt wurden.
Marcel Odermatt

Nebenrolle seines Lebens
Dominique Feusi
würdigt den Mann
an Taylor Swifts Seite

DIE WELTWOCH

Gipfeltreffen der Champions



Pirmin Zurbriggen und Marc Girardelli:

Was wir auf der Ski-Piste über das Leben gelernt haben.
Roger Köppel im Gespräch mit den beiden Weltmeistern.



Donnerstag, 21. März 2024

Ort: Hotel Marriott
Neumühlequai 42, Zürich

Beginn: 19.00 Uhr, Türöffnung: 18.00 Uhr

Alle sind herzlich eingeladen! Bitte anmelden:
www.weltwoche.ch/champions

Wir freuen uns!

Linkes Delirium, rechtes Versagen

Nein, die 13. AHV-Rente ist kein Weltuntergang und keine «Zeitenwende», wie sie jetzt schon wieder rufen. Das ist lächerlich. Auch macht diese gewonnene Abstimmung aus dem Gewerkschaftschef Pierre-Yves Maillard noch keinen Volkshelden und neuen Wilhelm Tell. Die Vorlage kam durch, weil sie attraktiv gemacht war und weil die Schweizer Politik in Fragen der Finanzen jegliche Glaubwürdigkeit verloren hat.

Für alles Mögliche und Unmögliches hat die Bundeskasse tonnenweise Geld. Man verpulvert Milliarden für die Entwicklungshilfe, schröpft die Bürger für ein komplett aus dem Ruder laufendes Asylwesen. Für die Rettung der bankrotten Credit Suisse hatte man noch locker ein paar Milliarden übrig. Und zuletzt kam Bundesrat Ignazio Cassis mit seinem verrückten Plan, sechs Milliarden Franken an die Ukraine zu verschenken.

Und vergessen wir nicht Klima und Corona: Auch da machten alle Politiker mit, schmissen sie Geld und grüne Subventionen mit beiden Händen zum Fenster raus, als gäbe es kein Morgen mehr. Gegen das Virus fand sich in Rekordzeit eine Impfung, aber gegen die fiebrigen Geldverschleuderer von Bern scheint weit und breit kein Kraut gewachsen.

Wer noch einen Beweis gebraucht hätte, wie sehr die Schweizer Politik in der Dekadenz ihres eingebildeten Reichtums den Kontakt zur Wirklichkeit und vor allem zur eigenen Bevölkerung verloren hat – hier ist er, in seiner ganzen splittackelten Klarheit. Diese Rente ist die Quittung, ist die Ohrfeige an den emsig schnatternden, um sich selber kreisenden Politbetrieb in Bern, der den Steuerzahlern Sparsamkeit verordnet, deren Geld er aber munter in der ganzen Welt verteilt.

«Jetzt sind wir mal dran», haben sich viele Schweizer gesagt. Wer nimmt es ihnen übel? Die Ironie ist, dass sich die Linken jetzt am ausgelassensten freuen. Dabei sind sie es, die mit ihrer Entwicklungshilfe, dem Prämiendebakel

bei den Krankenkassen und dem Asylchaos den gerechten Zorn entfachen, der sich nun in diesem Abstimmungsergebnis entlädt. Die Totengräber des Wohlstands feiern sich als Robin Hoods der Rentner.

Kein Wunder, drohte SP-Co-Chef Cédric Wermuth angesichts der schwindelerregenden Widersprüche ein Burn-out. Vorsorglich musste er sich an der Sonne Ostasiens ein achtwöchiges

Irgendwann wird dieses Schneeball-System der Selbstausplünderung an der Wirklichkeit zerschellen.

«Sabbatical» gönnen, wie man das heute nennt, mit der ganzen Familie, auf Steuerzahlerkosten, wie es sich für einen Berufspolitiker gehört. Gerade noch rechtzeitig traf er in Bern ein, um ins Solidaritätsdelirium einzustimmen.

Manche regen sich jetzt über die Freudentänze auf, doch was ist überflüssiger, als den Linken vorzuwerfen, sie seien links? Mittlerweile sollte es sich doch auch in der Schweiz herumgesprochen haben, dass sich Linke vor allem darauf verstehen, das Geld anderer Leute auszugeben, bis es keins mehr hat. Die Frage ist vielmehr, warum die Bürgerlichen so durchschlagend versagen.

Gewerkschaftsboss Maillard darf sich vor allem bei der FDP bedanken, bei FDP-Aussenminister Cassis, bei der freisinnigen CS-Bestatterin Karin Keller-Sutter und bei all den vielen FDPlern, die stets dabei waren, verlässlich gegen die SVP, noch mehr Migranten ins Land zu holen und die Entwicklungshilfe zu erhöhen, um Migranten abzublocken, die dann trotzdem kamen.

Maillards Verbündete sitzen auch im Dachverband der Konzerne, bei Economiesuisse. Die im Geld schwimmende Organisation führte einen Abstimmungskampf, der nicht mal unter dem Elektronenmikroskop zu sehen gewesen wäre. Haben die Chefs, Präsident Christoph

Mäder und Direktorin Monika Rühl, womöglich gehänt, dass sie als Lobby der Grossverdiener und Millionäre von Anfang an auf verlorenem Posten standen?

Vielleicht auch horten Economiesuisse und die Konzerne ihre Kräfte, um, wieder gegen die SVP, den neuen EU-Unterwerfungsvertrag durchzubringen. Die Schweizer sollen Volksrechte an Brüssel abgeben, damit die Konzerne noch mehr billige Arbeitskräfte aus dem Ausland holen können. Die Zuwanderung treibt dann die Mieten und die allgemeinen Lebenskosten hoch – wodurch die Renten erneut anzuheben wären.

Irgendwann wird dieses Schneeballsystem der Selbstausplünderung an der Wirklichkeit zerschellen. Viele Anzeichen sehen wir bereits. Doch wollen wir bei diesem Rundumschlag auch die SVP nicht gänzlich mit Kritik verschonen. Wo war eigentlich Parteichef Marco Chiesa in den letzten Wochen? Wo waren all die «Schwergewichte» und Tenöre, die sonst so gerne mit den Medien reden? Die SVP hatte anscheinend den Lead in diesem aussichtslosen Kampf. Daran gemacht hat sie nichts.

Trotzdem: Noch ist der Sozialismus nicht ausgebrochen in der Schweiz. Jetzt können die Freisinnigen, die Mitte und die Grünliberalen beweisen, dass der Liberalismus nicht nur in ihren Wahlprospekten steht. Zusammen mit der SVP haben sie sich dafür einzusetzen, dass die 13. Rente nicht mit neuen Steuern und Abgaben, sondern mit längst vorhandenen Geldern aus der Bundeskasse finanziert wird.

Asyl, Entwicklungshilfe, Soziales, Klimaretter und Ukraine: Da liegen Milliarden brach. Interessant: Trotz AHV-Booster verloren die Sozialdemokraten in den Wahlen, auch die FDP büsste Sitze ein. Die SVP hingegen gewann als Einzige deutlich hinzu. Nein, die Schweizer sind keine Sozialisten geworden, aber sie ärgern sich mächtig und zu Recht über die Berner Geldverschwender von links bis rechts. R. K.

SAGER

Dieser monumentale Stier wacht über sein Territorium mit beeindruckender Präsenz. Den Kopf hat er gehoben und schwungvoll zur Seite gerichtet, Augen und Ohren sind hellwach. Der Schwanz ist in kraftvoller Bewegung und die Beine in angespannter Bereitschaft.

Das bildhauerische Meisterwerk wurde von Isidor Bonheur (1827-1901) für die Weltausstellung von 1887 in Paris geschaffen. An vielen öffentlichen Plätzen in Frankreich und weltweit sind Skulpturen dieses Künstlers zu bestaunen. Das Haus Sager hat von diesem Stier eine limitierte Edition von fünf Stück in Lebensgrösse neu herausgebracht. Das Material ist wie auch das Original, Eisenguss. An der Giardina präsentieren wir das erste Exemplar: Taureau ed 1/5.



HALLE 2
STAND E25/E22



Gi
ar
di
24 na
LEBEN
IM
GARTEN
13.-17. MÄRZ
MESSE
ZÜRICH

brunnen-skulpturen.ch
9108 Gonten

Bürgerliches Versagen bei der AHV-Abstimmung, Sexologin Thérèse Hargot über die neue Enthaltbarkeit der Jungen, der Mann an Taylor Swifts Seite, das fabelhafte Aldi-Prinzip

Die Gewerkschaften feiern ihren Triumph bei der 13. AHV-Rente. Was bei der Party unterging: Der Erfolg wurde den Linken auf dem Silbertablett serviert. Die bürgerlichen Parteipräsidenten machten eine schlechte Falle. Marco Chiesa (SVP) trat zurück und meldete sich in Bern ab, Thierry Burkart (FDP) sinnierte selbst über einen Abgang an der Spitze seiner Partei, Gerhard Pfister (Mitte) machte sich wegen eigener teurer Pläne in der Altersvorsorge kampfunfähig, und für Jörg Grossen (GLP) war das Ringen um den vier Milliarden Franken teuren Sozialausbau schlicht eine Schuhnummer zu gross. Was bleibt, ist Ratlosigkeit und eine sichere Erkenntnis: Raufen sich die Spitzen der Bürgerlichen nicht zusammen, sind weitere Niederlagen programmiert. Es sieht leider schlecht aus. **Seite 20**

Fast die Hälfte der französischen Jungen haben keinen Sex. Dafür konsumieren sie exzessiv Pornografie. Das Phänomen reiche weit über die Grenzen unseres Nachbarlandes hinaus, sagt die Philosophin Thérèse Hargot. In ihrem neuen Buch propagiert sie den Kreuzzug gegen die «Jahrhundertplage» Pornografie und lobpreist die Masturbation. In Frankreich ist die Katholikin, die nicht an Gott glaubt, auf allen Kanälen. Jürg Altwegg hat sie getroffen. **Seite 28**

Sie sind im Moment das prominenteste Liebespaar Amerikas: Taylor Swift und Travis Kelce. Die Popsängerin und der Superbowl-Gewin-



Jugend ohne Sex: Philosophin Hargot.

ner haben beide fantastischen Erfolg – sie ist noch erfolgreicher als er. Dennoch schafft der 1,96 Meter grosse Football-Hüne der Kansas City Chiefs das Kunststück, neben der Lichtgestalt Taylor Swift nicht zu verblassen. Unsere Autorin Dominique Feusi erkennt in Kelce einen neuen Typus Mann in der Nebenrolle seines Lebens. **Seite 36**

Gekommen, um zu bleiben: Die Schweizer Detailhandelsbranche hat sich im letzten halben Jahrhundert stark verändert. Namen wie Usego, Waro, Primo oder Pick Pay sind längst Geschich-

te. Neben Coop, Migros, Volg, Denner oder Spar haben sich in den vergangenen zwanzig Jahren mit Aldi und Lidl zwei international tätige Grossunternehmen ihren Platz erkämpfen können. Wenn Jérôme Meyer, CEO von Aldi Suisse, im Hauptsitz in Schwarzenbach SG vor einer Schweizer Karte steht, auf der mittlerweile über 240 Filialen eingezeichnet sind, dann hat es in den bewohnten Regionen kaum noch weisse Flecken. Das schon auf vier Kontinenten erprobte Aldi-Prinzip funktioniert auch hierzulande ausgezeichnet. **Seite 55**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Anzeigenleitung:** Gabriel Lotti.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** AVD Goldach AG, Sulzstrasse 10-12, 9403 Goldach.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



JTI

Ich bin stolz
auf meine Arbeit

**ICH ARBEITE TÄGLICH
MIT HERZBLUT AN UNSEREM PRODUKT.**

Seit über 50 Jahren ist JTI fest in der Schweiz verwurzelt.
Wir übernehmen Verantwortung gegenüber der Gesellschaft und der Umwelt:
So produzieren wir heute effizienter und nachhaltiger denn je.
Seit 1971 – im Herzen der Schweiz.

MIR AU

WWW.JTI.COM



Zweite Geige: Kelce, Swift. Seite 36



Unverfroren: Sarah Ferguson. Seite 23



Supermodel 2.0: Shudu. Seite 66

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 10 Eilmeldung Zürcher Zwietracht
- 11 Peter Rothenbühler
Lieber Frédéric Maire
- 12 Bern Bundeshaus Wir sind Deutschland
- 13 Weisheit des Herzens
- 14 China ist eine Chance
Wann merkt's der Bundesrat?
- 17 Wandelhalle
- 18 Mörgeli Rotes Kreuz in Bedrängnis
- 18 Im Osten viel Neues
Vertaner Frieden, plaudernde Offiziere
- 19 Peter Bodenmann
Wir sind ein einzig Volk von Nötzlis
- 20 Sturm der Stille
Das bürgerliche AHV-Fiasko
- 21 Schweiz EU-Fahne in Nussbaumers Büro
- 22 Oskar Lafontaine Der Kampf gegen
rechts und die Liebe zu Faschisten
- 23 Sarah Ferguson Leben als Bonbontüte
- 24 Melonis Moment
Europas einflussreichste Politikerin
- 25 Inside Washington
- 26 Kastensystem für Autos
Grüne Fahrverbote in Genf
- 27 Kurt W. Zimmermann
Verteidigung von fünf Minuten
- 28 Jugend ohne Sex Thérèse Hargots
Kreuzzug gegen Pornografie
- 31 Swisscom des Grössenwahns
Riskanter Milliardenkauf
- 32 Weidmanns Wahrheiten tun weh
Eklat im Zürcher Kantonsrat

- 33 Dokumentation Weidmanns Rede
gegen Antisemitismus im Wortlaut
- 34 María Corina Machado
Piranha des Volkes
- 35 Anabel Schunke
Eine zerstörte Mädchenseele mehr
- 36 Nebenrolle seines Lebens
Der Mann an Taylor Swifts Seite
- 38 Nancy Faeser Deutsche Innenministerin
jagt Rentner in der Schweiz
- 39 Brief aus Texas
- 40 Claude Cueni
Die edle Lüge der Algorithmer
- 42 Sepp Blatter Happy Birthday
- 43 Ende einer Polizistenkarriere
Kurt Blöchliger in Schaffhausen
- 44 Uno-Migrationspakt
Europa, aufgepasst
- 45 Genfs Meister aller Schlachten
Gott in der Kantonsverfassung
- 46 Aufstand der Alt-Botschafter
Kritik an Aussenminister Cassis
- 47 «Putins Marionette» Jens Stoltenberg
- 48 Die vertriebenen Pferde vom Adlisberg
Zürich sieht Gefahr für Klimaziele
- 49 Tamara Wernli «Vorbildfrau 2024»
- 50 Sean Thomas Ich liebe hässliche Städte
- 52 Leserbriefe
- 53 Nachrufe Iris Apfel, Edgar Küng
- 54 Beat Gygi
Anlagebetrüger in der Klimapolitik

UNTERNEHMEN: ALDI SCHWEIZ

- 55 Das fabelhafte Aldi-Prinzip Aufstieg
des deutschen Lebensmittelhändlers

LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 «Ach, Leute, Leute»
Johannes Mario Simmel wird 100
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Sprache
- 66 Modefotografie Künstliche Intelligenz
küllt die Catwalk-Stars
- 68 Fernsehen
- 68 Klassik «Amerika»
- 69 Film «Dune: Part Two»
- 70 Ausstellung «High Five!»
- 71 Kommunikation
Umgang mit dem iPhone
- 71 Jazz Marilyn Mazur Group
- 72 Unterwegs Meine Heilung

LEBEN HEUTE

- 74 Wunderbare Welt
- 74 Unten durch
- 75 Sex
- 76 Zeitzeichen
- 77 Häuser
- 77 Thiel Abtreiben fürs Klima
- 78 Bei den Leuten
Zürich im Bitcoin-Fieber
- 80 Essen
- 80 Wein
- 81 Auto
- 81 Objekt der Woche
- 82 Das indiskrete Interview
Eva Nidecker



Rovinj



Limski-Fjord



Pula, Amphitheater

Bezauberndes Istrien mit der Excellence Nera



Excellence Nera – Yachtkreuzfahrt

Nicht mehr als 39 Gäste geniessen das Privileg auf dieser prächtigen Yacht durchs grosse Adria-Blau zu cruisen. Die Excellence Nera legt auch an kleinsten Häfen und Anlegern an – fernab von den grossen Touristenströmen. Freuen Sie sich auf höchsten Komfort und viel Raum. An Bord herrscht eine stilvolle und zugleich ungezwungen-familiäre Atmosphäre. Aus der Bordküche werden Sie verwöhnt mit den Köstlichkeiten Kroatiens.

Eine magisch schöne Route rund um die Halbinsel Istrien. Vom Seebad Opatija zum altrömischen Pula, zu den Brijuni-Inseln und durch den malerischen Limski-Fjord. Dazu: versteckte Sand-Badebuchten und die Natur der Westküste.

Route 1 Opatija – Umag

Tag 1 Zürich > Zagreb > Opatija
Flug nach Zagreb, Transfer. (A)

Tag 2 Opatija > Rab
Rundgang* in der Altstadt von Opatija. Abendausflug* in Rab, der Stadt mit den vier Glockentürmen. (F/M)

Tag 3 Rab > Mali Losinj
Bootsausflug*. Fakultatives 4-Gang-Gourmetabendessen (Fr. 170). (F/M)

Tag 4 Mali Losinj > Pula
Weiterfahrt nach Pula. Möglichkeit für ein erfrischendes Bad im Meer. (F/M)

Tag 5 Pula > Brijuni > Rovinj
Besichtigung* des berühmten Amphitheaters in Pula. Veloausflug* im Nationalpark Brijuni. (F/M)

ters in Pula. Veloausflug* im Nationalpark Brijuni. (F/M)

Tag 6 Rovinj > Porec
Kurzer Rundgang* in Rovinj und Weindegustation im Hinterland. Sie kreuzen im stillen Limski-Fjord. (F/A)

Tag 7 Porec > Umag
Altstadtrundgang* Porec und Trüffeldegustation* im Bergdorf Motovun. (F/A)

Tag 8 Umag > Ljubljana > Zürich
Check-Out, Transfer/Rückflug. (F)

Route 2 Umag – Opatija

Reise in umgekehrter Richtung.
*Ausflugspaket inklusive

Reisedaten 2024

Route 1, Opatija – Umag, 04.05.–11.05., 18.05.–25.05., 19.09.–26.09.

Route 2, Umag – Opatija, 11.05.–18.05., 25.05.–01.06., 26.09.–03.10.

Preise pro Person		Fr.
Kabinentyp	Katalogpreis	Bestpreis

Lower Deck
2-Bett-Kabine 3595 **3095**

Main Deck
2-Bett-Kabine 4095 **3595**

Unser Bestpreis – aktuell auf excellence.ch

Das Inklusivpaket

- Yachtkreuz auf der Excellence Nera
- Halbpension an Bord
- Flüge ab/bis Zürich in Economy Class
- Ausflugspaket, 8 Ausflüge
- Gepäckservice am Hafen, WiFi an Bord
- Excellence-Kreuzfahrtleitung

Zuschläge

- Alleinbenützung 2-Bett-Kabine auf Anfrage
- 3-Bett-Kabine Lower Deck auf Anfrage
- CO₂-Klimaschutzbeitrag Flug, Stiftung Myclimate 9

Wählen Sie Ihre Ausflüge

- Gourmet-Dinner im Rest. Alfred Keller, ohne Getränke 170

Nicht eingeschlossen

- Trinkgeld an Bord (ca. EUR 15 p.P./Tag)

Was Sie noch wissen müssen

excellence.ch/wissenswert

Mehr zu Ihrem Schiff

excellence.ch/schiffe

Ihre Route



Mehr zu dieser Reise & Buchung

excellence.ch/ enopa2/enuma1



excellence.ch | 071 626 85 85

Excellence – Reisebüro Mittelthurgau, CH-8570 Weinfelden

Zürcher Zwietracht

Die Sicherheitsverantwortlichen von Stadt und Kanton liegen sich in den Haaren. Das zeigt die schockierende Messerattacke auf einen Juden.

Christoph Mörgeli

Als Regierungsrat Mario Fehr (parteilos) und Stadträtin Karin Rykart (Grüne) als zuständige Sicherheitspolitiker vor die Medien traten, zeigten sie gegen aussen Harmonie. Doch die Messerattacke eines fanatisierten Jugendlichen mit tunesischem Migrationshintergrund auf einen orthodoxen Juden hat die Differenzen zwischen Kantons- und Stadtregierung neu aufbrechen lassen. Mario Fehr hat nie ein Hehl daraus gemacht, wie wichtig ihm der Schutz der jüdischen Gemeinschaft ist. Bei



Fanatisierter Jugendlicher:
Attentäter von Zürich.

Karin Rykart und dem rot-grünen Zürcher Stadtrat herrschte diesbezüglich weniger Sensibilität. Noch ist etwa die Frage unbeantwortet, warum die Stadtpolizei bei Sabbat-Beginn am Freitagabend trotz neu aufgeflammtem Nahostkonflikt im Selnauquartier nicht präsenter war.

Der kantonale Sicherheitsdirektor Fehr hat schon kurz nach dem Überfall der Hamas auf

israelische Siedler festgehalten, dass er pro-palästinensische Demonstrationen in Zürich für brandgefährlich halte: «Ich habe die zuständige städtische Sicherheitsvorsteherin mit Nachdruck darauf hingewiesen, in der derzeitigen, gefährlichen Lage keine weiteren Palästina-Demos zu bewilligen.» Es habe nichts mit Meinungsfreiheit zu tun, wenn Hassparolen skandiert und Demonstrationen von Extremisten unterwandert würden. Doch die angesprochene Karin Rykart wollte von einem Demonstrationsverbot mit Berufung auf die Stadtpolizei nichts wissen: «Von der Sicherheit her sehe ich also derzeit keinen Grund, eine Demo nicht zu bewilligen.»

Die Zürcher Stadtpräsidentin Corine Mauch (SP) hat noch Ende Februar an einer Menschenkette teilgenommen, bei der Sprechchöre zugunsten von Palästina zu hören waren. Zur Demonstration aufgerufen hatten eine «Bewegung für den Sozialismus» und die Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA). Auch inszenierte das unter Mauchs Verantwortung stehende Theater am Neumarkt den Krieg in Israel so einseitig, dass sich ein jüdischer Schauspieler offener Diskriminierung ausgesetzt fühlte. Während die Stadt Zürich volle zwei Jahre lang ukrainisch beflaggte, hielten sich sämtliche Mitglieder des Stadtrats von der Kundgebung gegen die antisemitische Messerattacke fern. Regierungsrat Mario Fehr war dort und bezeichnete den Mordversuch als «Terroranschlag».

Masseneinbürgerungen vorangetrieben

Für Zürich und seine grösste jüdische Gemeinde im gesamten deutschen Sprachraum bedeutet der Vorfall eine eigentliche Katastrophe – nicht nur wegen der weltweiten Negativschlagzeilen, sondern mehr noch wegen des Verlusts von Vertrauen der jüdischen Minderheit in die Gewährung ihrer persönlichen Sicherheit. Aber die herrschende Linke hat zu lange die muslimischen Zuwanderer als potenzielle Wähler umworben. Niemand trieb die Masseneinbürgerungen so massiv voran wie die Sozialdemokratinnen Jacqueline Fehr auf Kantons- und Corine Mauch auf Stadtebene. Damit verbunden war die Inkaufnahme des Imports

von islamistischem Extremismus und einer Störung des gesellschaftlichen Friedens.

Pascal Voser, leitender Jugendanwalt für das Zürcher Unterland, dürfte viel zu tun bekommen. Ihm wird es obliegen, die Schreckenstat des minderjährigen, schweizerisch-tunesischen Doppelbürgers und allfälliger Hintermänner des Islamischen Staates (IS) aufzuklären. Wenn das Portal *20 Minuten* behauptet, der Täter habe in seinem Video neben den Juden und Christen auch Muslime mit dem Tod bedroht, stimmt

Für Zürich und seine grösste jüdische Gemeinde im deutschen Sprachraum ist der Vorfall eine Katastrophe.

das nicht. Denn die westlich integrierten Muslime – zu denen er auch seine Eltern und seine Onkel zählt – hat er lediglich aufgefordert, Busse zu tun. Richtig ist hingegen, dass er seine Todesdrohungen ausdrücklich auch gegen die Christen ausstieß. Also gegen die allermeisten Schweizer, egal, ob sie nun Kirchgänger seien oder nicht.

Juden und Christen bedroht

Die politische Mehrheit dieses Landes hat in den letzten Jahrzehnten zahllose Vorstösse für eine strengere Zuwanderungspolitik abgeblockt, etwa die Asylinitiativen, die Einbürgerungsinitiative, die Ausschaffungsinitiative oder die Masseneinwanderungsinitiative. Wenn der jugendliche Attentäter aus dem Bezirk Dielsdorf von seinen Schulkollegen als Einzelgänger geschildert wird, der häufig das «N-Wort» benutzt habe, wurde offenbar mit den Nordafrikanern gleich auch der Rassismus gegen Schwarze importiert. Diese Art Zuwanderung macht die Schweiz kaputt. Schon 2015 hat SVP-Fraktionschef Adrian Amstutz im Parlament gewarnt: «Die Gefahr von IS-Terroristen mit Ablegern dieser Bande in ganz Europa und auch in diesem Land ist Realität [...] Wollen Sie wirklich erst handeln, wenn IS-Terroristen dem ersten sogenannten Ungläubigen den Kopf abhacken?»

Weidmanns Wahrheiten tun weh: Seite 32

Lieber Frédéric Maire

Seit ein paar Tagen sind Sie stolzer Hausherr des grössten noch erhaltenen Jugendstil-Kinos der Schweiz. Das renovierte Kino Capitole mit seinen roten Fauteuils ist ein neuer Meilenstein in der Geschichte der Cinémathèque suisse, die letztes Jahr ihren 75. Geburtstag feierte, in Penthaiz ein modernes Archiv (mit hundert Mitarbeitern) unterhält und mit seinen 210 000 Kilometern Film eines der wichtigsten Filmarchive der Welt ist. Aber leider weiss das ausserhalb von Lausanne fast niemand.

Die Einweihung des Capitole, eigentlich ein nationales Ereignis, ist ohne offiziellen Besuch aus Bern vonstattengegangen – es ist, als ob sich Bundesräte nur gern an Filmfestivals sähen, wo sie neben Filmstars in die Kameras blicken dürfen. Weder der abgetretene Alain Berset noch seine Nachfolgerin Elisabeth Baume-Schneider, noch die neue Chefin des Bundesamtes für Kultur, Carine Bachmann, haben es für nötig gefunden, dem neuen Herz



Gratulation, ein Kino wie im Film:
Promoter Maire.

der Cinémathèque ihre Aufwartung zu machen. Schon zum 75. im November kam niemand, jetzt hat das Bundesamt nur eine untere Charge abgesandt.

Ich wäre an Ihrer Stelle schwer beleidigt. Oder würde mir Vorwürfe machen. Weil Sie nicht gerade der beste Promoter sind und weil

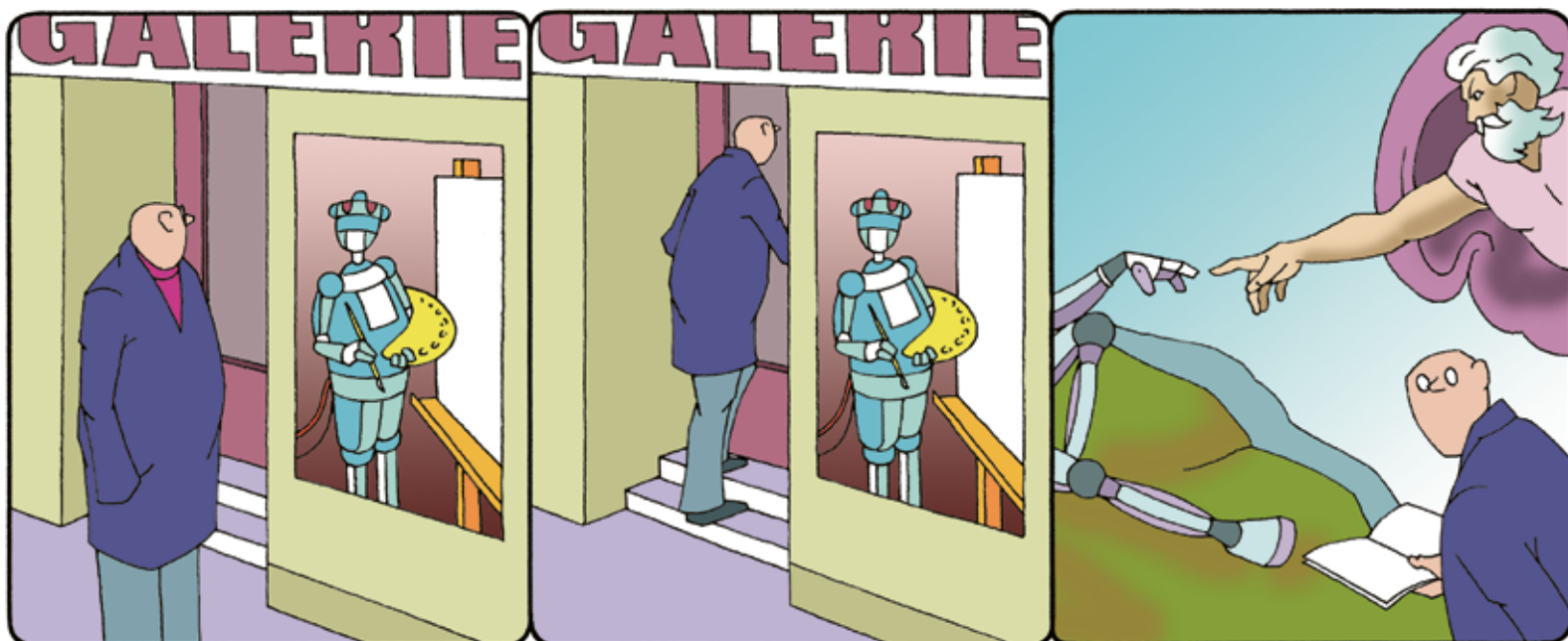
weder Sie noch die lokalen Behörden den eigentlichen Vater der Cinémathèque, Freddy Buache, in den Reden gewürdigt haben. Man stelle sich vor, die Cinémathèque befände sich in Zürich. Die Promi-Show wäre gigantisch geworden.

Hier am Léman hat man über das Abseitsstehen der nationalen Kulturgrössen den Kopf geschüttelt. Die Westschweiz hat einige der besten Filmschaffenden hervorgebracht, jetzt hat sie eines der grössten Filmarchive der Welt. Ist es Neid? Herablassung gegenüber den Welschen? Ein diplomatischer Fauxpas? Oder haben Sie als Direktor der Cinémathèque nicht an den richtigen Fäden gezogen?

Trotz allem: Gratulation, *le Capitole* ist ein Kino wie im Film.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



Wir sind Deutschland

Die Linke bläht mit Unterstützung der Mitte-Partei und der FDP den Sozialstaat auf. Die Politik orientiert sich am nahen Ausland, der Wunschcatalog ist noch lang.

Am Sonntag, um 12.30 Uhr, ist der Coup der Linken perfekt. Das Schweizer Fernsehen SRF meldet, gestützt auf die erste Hochrechnung, dass sich 58 Prozent der Stimmbürger für eine 13. AHV-Rente ausgesprochen haben. Grosser Jubel und Beifall im «Hotel Bern», Gewerkschaftsbund-Präsident und Ständerat Pierre-Yves Maillard sowie die SP-Nationalrätinnen Jacqueline Badran und Barbara Gysi liegen sich in den Armen. «Das ist genau das Ergebnis, das mir Ständerat Pascal Broulis vorhergesagt hat», triumphiert Maillard.

Der Hinweis auf seinen früheren freisinnigen Kollegen im Waadtländer Staatsrat kommt nicht von ungefähr. Maillard und Broulis haben in der Kantonsregierung politische Deals geschmiedet und den Sozialstaat in der Waadt ausgebaut. Heute sitzen sie vereint als Vertreter des Waadtlandes in der kleinen Kammer, während Maillard in Bundesbern nach sozialen Ungerechtigkeiten Ausschau hält, die man bekämpfen und mit der Hilfe von flexiblen Freisinnigen mehrheitsfähig machen könnte.

Maillard auf allen Kanälen

Der Wunschcatalog der Linken ist lang, sehr lang sogar. Darauf stehen Forderungen nach mehr allgemeinverbindlichen Gesamtarbeitsverträgen, Unterstützung für Mieter aufgrund steigender Wohnkosten, finanzielle Entlastung der Privathaushalte wegen explodierender Stromkosten, mehr Finanzhilfe für die Kinderbetreuung und natürlich die Verbilligung der Krankenkassenprämien im grossen Stil. Bereits im Juni wird über eine SP-Initiative abgestimmt, welche die KVG-Beiträge bei 10 Prozent des Einkommens deckeln will. Maillard wird auch diese Debatte prägen, zumal er als Gesundheitsminister in der Waadt ein solches Projekt schon einmal erfolgreich durchgespielt hat.

Die 13. AHV-Rente ist nur der vorläufig letzte grössere Schritt auf dem Weg zu einem überdimensionierten Sozialstaat, wie wir ihn von



Begehrlichkeiten ohne Ende: Unia-Chefin Alleva, SGB-Chef Maillard am Abstimmungssonntag.

unserem nördlichen Nachbarn kennen. «Wir sind Deutschland», in diesem Spruch, den bürgerliche Politiker am Abstimmungssonntag scherzhaft herumboten, steckt heute schon mehr Wahrheit, als man denkt.

Dazu ein kurzer Rückblick: Als Gegenvorschlag zur Krankenkassen-Initiative (Prämienentlastungsinitiative) der SP hat das Parlament 2023 bereits entschieden, dass mehr Gelder in die Verbilligung der Prämien fliessen sollen. Seit Anfang 2021 haben erwerbstätige Väter in der Schweiz Anrecht auf zwei Wochen bezahlten

Hinzu kommen die horrenden Ausgaben für die Betreuung von immer mehr Asylsuchenden.

Urlaub. Maillards erster Coup in Bern war die Einführung einer Überbrückungsrente für ausgesteuerte Arbeitslose über sechzig Jahre. Hinzu kommen die horrenden Ausgaben für die Betreuung von immer mehr Asylsuchenden. Das alles wurde unter tatkräftiger Mithilfe der Mitte-Partei und des Freisinns realisiert. Auch beim Ja zur 13. AHV-Rente müssen sich die bürgerlichen Parteien bei der Nase nehmen.

Doch das Resultat ist auch mitnichten eine Zeitenwende. Dass die Schweiz keineswegs nach links gerutscht ist, lässt sich auch an den Resultaten bei den kantonalen Wahlen in St. Gallen, Schwyz und Glarus ablesen, wo die SVP erhebliche Sitzgewinne verbuchen konnte, während SP und Grüne auf der ganzen Linie einbrachen.

Wunsch und Wirklichkeit

Vielmehr ist das Resultat als Protest der Bevölkerung gegen die politische Elite in Bern zu sehen. Wer soll das noch verstehen, wenn Aussenminister Ignazio Cassis (FDP) seinem Freund Wolodymyr Selenskyj sechs Milliarden Franken Wiederaufbauhilfe für die Ukraine verspricht, ohne dass (mit Ausnahme der SVP) jemand danach fragt, wie das

Ganze finanziert werden soll? Und wenn im Gegenzug die Finanzministerin Karin Keller-Sutter im Abstimmungskampf mit Steuererhöhungen droht, falls die 13. AHV-Rente angenommen werden sollte? Sicher ist nur: Die Finanzierung all dieser Begehrlichkeiten ist eine Knacknuss, die den Bundesrat und das Parlament noch lange beschäftigen wird.

Das grundsätzliche Problem bei den Linken ist, dass sie immer nur an jene denken, die den Sozialstaat in Anspruch nehmen, und selten an die, welche ihn durch ihre Arbeit erst ermöglichen. So hat Ständerat Maillard vorgeschlagen, man solle für die AHV die Lohnbeiträge in zwei Schritten um 0,4 Prozent für Arbeitnehmer und Arbeitgeber erhöhen. «Das wird niemandem weh tun», glaubt er. Viele Arbeitgeber und Arbeitnehmer dürften das anders sehen.

Diese Diskrepanz zwischen den Ansprüchen der Linken und den Bedenken derjenigen, die den Grossteil der Finanzierung des Sozialstaats tragen, wird zu einem zentralen Thema werden, wenn es darum geht, die nächsten Schritte in der Sozialpolitik zu planen und umzusetzen.

Sturm der Stille: Seite 20

Happy Birthday, Boomer

Die Schwierigkeit mit dem 60. Geburtstag scheinen mir weniger die sechzig Jahre selbst zu sein.



Kleinstdrama im hintersten Winkel.

Es war das letzte Jahr des helvetischen Babybooms, 1964, 113 000 Lebendgeborene tauchten ein in das grelle Licht eines Gebärsaals und später in jenes einer Welt, die damals, so kommt es einem heute vor, weniger Schatten kannte. Ich bin eines dieser 113 000 Kinder, geboren an einem Sonntag in Basel unter den Klängen einer zufällig auf den Gängen spielenden Kapelle der Heilsarmee, so hat man mir erzählt. Was sie gespielt hat, habe ich nie erfahren. Es war der 19. April 1964, 19.20 Uhr.

Wie viele von den 113 000 Kindern in diesem Jahr schon wieder eingetaucht sind ins ewige Dunkel oder in das ewige Licht, kann ich nur schätzen. 5000 vielleicht? Klar dagegen ist, dass dieses Jahr so viele wie noch nie sechzig Jahre alt werden oder es inzwischen schon geworden sind. Ich kann nur spekulieren, ob dieser sechziger Boom einen positiven oder negativen Einfluss auf den vegetativen Zustand der helvetischen Volksseele haben wird; ob etwa deswegen die Zahl der Depressionen zunimmt, der Alkoholkonsum steigt, der Verkauf von Funktionskleidung und E-Bikes anschwillt, ob sich mehr Menschen umbringen oder ob, was wahrscheinlicher ist, alles einfach so weiterläuft, wie alles immer einfach so weiterläuft in diesem Land.

Die Schwierigkeit mit dem 60. Geburtstag scheinen mir weniger die sechzig Jahre selbst zu sein. Natürlich ist sechzig zu werden eine kleine Beleidigung des Narzissmus, ein

Kleinstdrama im hintersten Winkel der Bühne des grossen Welttheaters. Da ist schon mehr als beginnender Zellverlust, da entwickelt sich gerade Knochenabbau, das Hirn schrumpft, die Fähigkeit zur Hoffnung schwindet, ausser jener, dass man dereinst sanft einschlafen wird, und dereinst ist ja, oder könnte sein, vielleicht auch schon bald. Noch, das ist vielleicht die einzige Gnade des Sechzigwerdens, spüre ich erst die Vorboten all dessen, was kommen wird, bevor nichts mehr kommt.

Die Schwierigkeit liegt viel mehr darin, dass der Mensch gelegentlich an den falschen Stellen ein vorausschauendes Wesen ist. Und dann schon die nächste Zahl sieht und mit ihr sein wegbröckelndes Fundament, die Siebzig. Mit dreissig die Vierzig zu sehen, ist halb so wild, das ist Peanuts, da bleibt noch die Hälfte des Lebens, mit vierzig die Fünfzig zu sehen, hat auch noch nichts wirklich Dramatisches.

Natürlich lebt man Tag für Tag, ist mir schon bewusst, und Quantität ist nicht Qualität, da sind die simplen Mutmachersätze wie «Man ist so alt, wie man sich fühlt», und sicher, sechzig ist weder Weltuntergang noch der Anfang des Sterbens, der war schon früher, nur hat man ihn nicht wahrgenommen oder wahrhaben wollen. Sechzig ist bloss ein ganz klein wenig Schiffbruch vielleicht, ist die Zeit, in die sich der Wind der Vergänglichkeit in die Segel schleicht und sie schwer werden lässt für das Leichte.

Manchmal denke ich, es wird sich nicht gross etwas verändern, es geht einfach weiter, das Leben, mal geschmeidig, mal ungelenkt, ich werde langsamer werden, schwerfälliger wohl auch, und hoffentlich werde ich etwas weise endlich.

Keine Zeit, so sagen jene, die ihre Zeit bald hinter sich haben, vergeht gefühlt so schnell wie die Jahre zwischen sechzig und achtzig. Bald werde ich wissen, ob das so ist.

Bis dann, und ich glaube, das schenke ich mir dann für mich selbst zum Geburtstag, werde ich aus dem Leben rauspressen, was noch an Saft in ihm steckt. Ein bisschen ohne Rücksicht auf Verluste. Und ich hoffe auf Glück, und auf Gnade auch, und dass es mir, der bis jetzt das Privileg einer relativen Unversehrtheit genossen hat in dieser grossen Körperlotterie, gelingt, mich zu versöhnen mit all dem Sinn und Unsinn da draussen, und dass aus Unzufriedenheit eine Art stoische Demut wird.

Das scheint mir die angenehmste Philosophie zu sein, die beste Antwort auf die Ungeheuerlichkeit des Alterns.

Es gibt diesen Satz von Karl Christian Ernst Graf von Bentzel-Sternau, der in Mainz geboren wurde und nahe Zürich starb, alt geworden, ein paar Jahre nur vor Thomas Mann. Der tröstliche Satz lautet: «Einen grossen Reiz des Alters vergisst man gewöhnlich, nämlich ruhige Resignation.»

China ist eine Chance

Die westlich dominierte Weltordnung geht nach Jahrhunderten ihrem Ende entgegen. Chinas Blitzaufstieg zur Supermacht ist ein weltgeschichtlich einmaliger Vorgang. Der Bundesrat ignoriert die tektonischen Verschiebungen der Geopolitik fahrlässig.

Beat Schneider

Modernisierung meint ursprünglich die epochale Industrialisierung Europas oder konkreter den wirtschaftlichen und politischen Entwicklungsprozess des Kapitalismus und die ständige A-jour-Haltung von Produktion, Gesellschaft und Kultur. Mit ihr werden Entwicklung, Fortschritt, Rationalität, Säkularisierung und Emanzipation in Verbindung gebracht. Sie führte im 19. Jahrhundert zu einer Aufteilung und Polarisierung der Welt in zwei ungleiche Hälften. Hier die moderne Welt der Privilegierten des globalen Nordens, dort die «unterentwickelte» Welt der Kolonisierten und Unterprivilegierten des globalen Südens.

Die Zweiteilung war lange Zeit ein sehr vorteilhaftes und in der herrschenden eurozentristischen Sicht nicht hinterfragtes Geschäftsmodell Europas. Eurozentrismus ist nicht nur eine mentale Haltung mit Überlegenheitsanspruch, sondern auch eine wirtschaftlich ertragreiche und kulturell, christlich-theologisch und philosophisch gutgepolsterte Herrschaftspraxis. Für sie hatten viele Menschen – vor allem im globalen Süden – einen hohen Blutzoll zu bezahlen.

Das Phänomen der Modernisierung hat den globalen Weg in die Köpfe der Menschen geschafft und ist ein universelles ökonomisches, politisches und kulturelles Axiom geworden. Und doch blieben ihre Errungenschaften für den grossen Teil der Menschheit, von einigen Brosamen abgesehen, ein unerfülltes Ideal.

800 Millionen aus der Armut gestemmt

Im 20. Jahrhundert gab es einen ersten Wendepunkt, indem ein antikolonialer Befreiungsprozess in Gang kam, dessen Hintergründe hier nicht ausgeführt werden. Sein Fazit: Die befreiten Länder des globalen Südens blieben meistens in einer rein formalen politischen Unabhängigkeit stecken – die wirtschaftliche blieb aus –, und sie mussten sich wohl oder übel mit der harten neokolonialen Realität und Abhängigkeit arrangieren.

Der Entkolonisierungsprozess kam vollständig zum Erliegen, nachdem sich die Welt

in den 1990er Jahren nach der Implosion der Sowjetunion in eine monopolare Weltordnung verwandelt hatte und die USA, die einzige übriggebliebene Weltmacht, sich zu einer enthemmten Aussenpolitik ermutigt fühlten (Panama, Golfkriege, Jugoslawien, Afghanistan, Libyen, Syrien usw.).

Heute geht die unter US-Hegemonie stehende Weltordnung langsam ihrem Ende entgegen. Der neoliberalen Globalisierung folgte eine starke Entwicklung der Produktivkräfte im globa-

China schlägt eine Weltordnung vor, die an die konfuzianische Tradition der Kooperationsphilosophie anknüpft.

len Süden, was die dortigen Länder heute in eine bessere Position versetzt. Mit China und den anderen grossen Schwellenländern betreten neue Akteure die geopolitische Bühne.

Chinas rasanter Aufstieg zu einer Weltmacht schuf Anfang des 21. Jahrhunderts neue Fakten. China hatte die Polarisierung zwischen reichen und armen Ländern durchbrochen, welche den wirtschaftlichen Akkumulationsprozess in den letzten zwei Jahrhunderten gesichert hatte. Es hatte in kürzester Zeit die Befreiung von 800 Millionen Menschen aus grosser Armut gestemmt und für diese die grundlegenden Menschenrechte wie das Recht auf Leben und das Recht auf Freiheit vor Angst realisiert.

Die Grundlage für Chinas Aufstieg liegt zuerst in seiner erfolgreichen antikolonialen Revolution, dann in seiner Land- und Menschenmasse und in seiner jahrtausendealten Zivilisations- und Staatsgeschichte. Der Schlüssel für den weltgeschichtlich einmaligen Aufstieg liegt aber zweifellos in einem singulären Phänomen, das seinesgleichen sucht: in der Kommunistischen Partei Chinas.

Alles zusammen ermöglicht China heute eine Unabhängigkeit gegenüber der Hegemonie der USA, konkret gegenüber den von den USA geführten westlichen Kriegsbündnissen, und eine wachsende Unabhängigkeit gegenüber den ökonomisch-politischen Machtinstrumenten des

Westens (Weltbank, Welthandelsorganisation, Weltwährungsfonds und US-Dollar). Es ermöglichte ihm aber auch, zum Architekten einer eigenen Modernisierung zu werden.

Xi Jinpings Korrekturprozess

Die Entwicklung dieser chinesischen Modernisierung verlief allerdings nicht geradlinig. Mit seiner Reform- und Öffnungspolitik ab 1978, das heisst mit der nachholenden stürmischen Entwicklung der Produktivkräfte unter Zuhilfenahme des westlichen Kapitals, ging China grosse Risiken ein. Sie verursachte soziale und ökologische Kollateralschäden und barg die Gefahr der kulturellen Amerikanisierung und der Entpolitisierung der Bevölkerung in sich. Mit Beginn der Ära Xi Jinping 2012 wurde ein heute noch andauernder Korrekturprozess eingeleitet.

Sieben Merkmale machen die chinesische Modernisierung aus:

— Sie ist zuerst einmal in der wirtschaftlichen, technologischen und wissenschaftlichen Entwicklung hin zur Weltspitze begründet. Diese ist die Basis für den steigenden Wohlstand der chinesischen Bevölkerung und für die ökologische Zukunft Chinas.

— Dabei spielt der Staat eine entscheidende Rolle. Seine wirtschaftliche Makroplanung und seine Konzerne – heute innovative und äusserst kompetitive Unternehmen – bilden zusammen mit dem engagierten privaten Wirtschaftssektor den Kern des chinesischen Wirtschaftswunders. — Dass der Staat diese Rolle spielen kann, hängt wiederum damit zusammen, dass die Kommunistische Partei in sämtlichen Bereichen Chinas die Führung innehat. Sie ist der eigentliche Demiurg der chinesischen Modernisierung und zeichnet sich durch ein besonderes Merkmal aus: die Fähigkeit zur Selbsterneuerung bei gleichzeitig hartnäckigem beziehungsweise geduldigem Festhalten an langfristigen Zielen. — Chinas Modernisierung ist auf einem friedlichen Entwicklungsweg und ohne die Kolonisierung anderer Völker möglich geworden. China ist seit Jahrtausenden defensiv eingestellt. Es ist die einzige Macht in der Weltgeschichte,



Neue Perspektiven.

die ohne militärische Komponente zu einer Weltmacht geworden ist. Heute fühlt sich China deshalb für eine Welt-Innenpolitik verantwortlich, die auf friedlicher Koexistenz beruht.

— Chinas Modernisierung heisst auch atemberaubender Aufbau einer ökologischen Zivilisation. China investiert mehr in nachhaltige Energie als alle anderen Länder zusammen.

— Chinas Modernisierung bezieht die eigene Tradition, Philosophie und Kultur in den gesellschaftlichen Entwicklungsprozess mit ein. Die Theorien des «Sozialismus chinesischer Prägung», verbunden mit der traditionellen chinesischen Philosophie und Kultur, sind Schlüssel für eine eigenständige Entwicklung. Das Sowohl-als-auch von wirtschaftlicher Dynamik und kultureller Identität macht die zivilisatorische Stärke der chinesischen Modernisierung aus.

— Chinas Modernisierung setzt auf Globalisierung. Das typisch chinesische Sowohl-als-auch von eigenständigem Weg und maximaler Öffnung und Kooperation mit dem Rest der Welt soll nach den langjährigen und guten gegenseitigen Erfahrungen weitergeführt werden. Im Westen braucht es dazu aus chinesischer Sicht nicht verängstigte Wirtschaftskrieger und christlich-fundamentalistisch inspirierte Weltpolizisten, sondern nüchterne und selbstbewusste Partner.

Das erstarkte China schlägt heute eine Weltordnung vor, welche an die lange konfuzianische Tradition der Kooperationsphilosophie an-

knüpft. Sie basiert auf gegenseitigem Nutzen und akzeptiert die Verschiedenartigkeit der unterschiedlichen gesellschaftlichen Systeme, was eine rationale Grundlage für eine multipolare Ordnung ergibt. China will nicht wie die USA Welthegeemon sein. Es sieht die USA und die EU als prosperierende Kooperationspartner in einer multipolaren Ordnung.

Der historisch untermauerte Vorschlag Chinas ist eine grosse geopolitische Chance. Sie nicht zu ergreifen, ist meines Erachtens eine ebenso grosse historische Torheit.

Die Völker des globalen Südens, welche zusammen mit China 85 Prozent der Weltbevölkerung ausmachen, sind Profiteure einer multipolaren Ordnung. Sie können zum ersten Mal ihre wirtschaftlichen und politischen Partner selbst auswählen und haben damit die Möglichkeit, ihre Zukunft selbstbestimmter in die Hand zu nehmen. Eine derartige Perspektive wäre für sie im 20. Jahrhundert noch völlig unvorstellbar gewesen. Weil China den Respekt für die eigene Kultur betont, ist sein Beispiel für Länder attraktiv, die auch ihren eigenen Weg gehen wollen, nachdem sie vom Westen kulturell missachtet und dafür wirtschaftlich umso mehr ausgebeutet worden sind.

Die Eröffnung der neuen Perspektive für den globalen Süden ist meines Erachtens Chinas grosser politischer Erfolg. Die Verhinderung dieser Perspektive ist der eigentliche Grund, weshalb die USA in China den Systemrivalen und Hauptfeind sehen und zur Aufrechterhaltung

ihrer Hegemonie einen äusserst gefährlichen Konfrontationskurs eingeschlagen haben. Die USA wollen den machtvollsten Repräsentanten des globalen Südens ausschalten und regedieren in ein bipolares Blockdenken. Die meisten EU-Länder lassen sich von den USA vor den transatlantischen Karren spannen. Die neutrale Schweiz ebenso.

Mehr Realitätssinn, bitte

Die Schweizer Regierung zeichnet sich durch eine fahrlässige China-Ignoranz, das Ausblenden der epochalen Vorgänge im globalen Süden und durch eine zunehmende transatlantische Unterwürfigkeit aus. Kommen wir zum eurozentristischen Geschäftsmodell am Anfang dieses Aufsatzes zurück: Wie wäre es, wenn die Schweiz sich in einem Anflug von Realitätssinn und Weitsicht für ein nicht-eurozentristisches Geschäftsmodell entscheiden würde? Wie wäre es, wenn sie ihre Neutralität neu beleben und proaktiv interpretieren würde und sich wirtschaftlich und politisch auf die Länder des globalen Südens ausrichten und mit diesen eine intensive und prosperierende Kooperation zum gegenseitigen Nutzen und zur Beförderung des Weltfriedens einleiten würde?

Beat Schneider ist emeritierter Professor für Kultur- und Designgeschichte an der Hochschule der Künste Bern. Er war Gründungsmitglied der Progressiven Organisationen der Schweiz (Poch) und Mitglied des Berner Stadt- und Grossrats. Zuletzt von ihm erschienen: «Chinas langer Marsch in die Moderne. Zwanzig nicht-eurozentristische Thesen» (Papyrossa, 2022).

Ihr Immobilienraum?

REBWEG, 8457 Humlikon
6.5-Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
www.rebweg.ch / +41 52 338 07 09



3



6

DUOVIVO, 8904 Aesch ZH
3.5 - 5.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.duovivo.ch / +41 55 610 47 46

UETLIBLICK, 8136 Thalwil-Gattikon
4.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.uetliblick-gattikon.ch / +41 55 610 47 46



7



8

HOFWISEN, 8545 Rickenbach Sulz
2.5 - 4.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.hofwisen.ch / +41 52 338 07 09

AM EICHACHER, 8904 Aesch
2.5 - 5.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.ameichacher.ch / +41 55 610 47 46



11



12

SCHLOSSBLICK, 8610 Uster
2.5 - 4.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.schlossblick.ch / +41 58 400 85 20

GLATTWIES, 8152 Glattbrugg
4.5 Zi. Eigentumswohnung mit Dachterrasse
www.glattwies-glattbrugg.ch / +41 58 400 85 20



14



15

DREIECKSPITZ, 8406 Winterthur
4.5 Zi. Eigentumswohnung im Dachgeschoss
www.dreieckspitz.ch / +41 55 610 47 46

VISTACASA, 8308 Illnau
3.5 und 4.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.vistacasa.ch / +41 52 338 07 09



16



18

SCHMIEDGASS, 8545 Rickenbach
3.5 und 4.5 Zi. Eigentumswohnungen
www.schmiedgass.ch / +41 52 338 07 09

SOLEVISTA, 8615 Wermatswil
4.5 Zi. Eigentumswohnung mit Garten
www.solevista.ch / +41 58 400 85 20



22



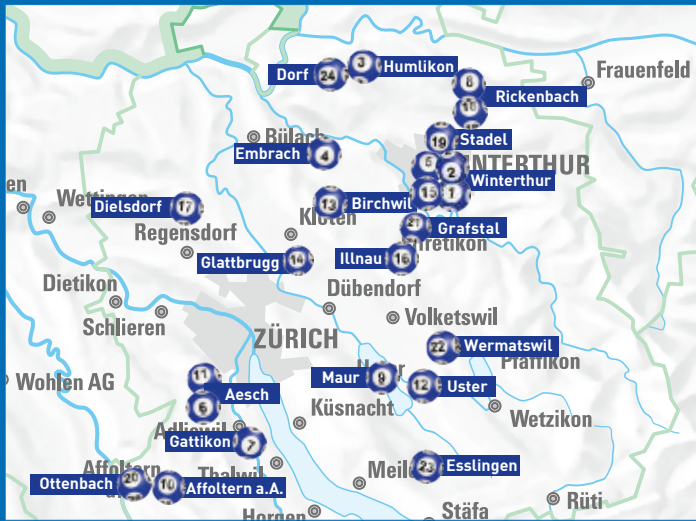
Haben Sie ein Grundstück, auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei mir.
ulrich.koller@lerchpartner.ch +41 52 235 80 00

Noch nicht fündig geworden?
Projektankündigungen finden Sie unter
immobilienraum.info

Heute schon app-to-date mit
unserer App Immobilienraum?

LerchPartner. 
   

Zürcherstrasse 124, 8406 Winterthur
+41 55 610 47 46, verkauf@lerchpromotionen.ch



Stand Januar 2024



Erfolg hat viele Mütter: Paul Rechsteiner.



Gewerkschaftsadel: Katrin Leuenberger.



Eine Art Bildungsreise: Cédric Wermuth.

WANDELHALLE / [MARCEL ODERMATT](#)

Maillard, Gysi, Rechsteiner, Leuenberger, Wermuth, Glarner

Erfolg hat in der Politik immer viele Väter (und Mütter). Das ist auch beim Volksbegehren für eine 13. AHV-Rente so. Viele glauben, dass der Präsident des Gewerkschaftsbundes (SGB), **Pierre-Yves Maillard**, der Initiator des sozialpolitischen Anliegens ist. Doch das stimmt nicht ganz. Die Mitglieder des SGB gaben am 1. Dezember 2018 in Bern den Startschuss für ein Projekt, das die Renten verbessern sollte. Gleichentags setzte sich der damalige Waadtländer Regierungsrat in einer Kampfwahl gegen SP-Nationalrätin **Barbara Gysi** durch. Nach zwanzig Jahren an der Spitze hatte **Paul Rechsteiner** die Leitung des Gewerkschaftsbundes abgegeben. Der St. Galler SP-Ständerat spürte schon damals, dass eine solche Initiative beim Stimmbürger ankommen könnte. In seiner Abschiedsrede erklärte er: «Die Voraussetzungen sind besser, als viele denken.» Erstens sei der Ja-Stimmen-Anteil für eine Rentenverbesserung vom September 2016, bei «AHVplus», von gut 40 Prozent bis zum September 2017, bei der Rentenreform 2020, auf über 47 Prozent gestiegen. «Zweitens verschlechtern sich die Renten der Pensionskassen in einem Mass, das zunehmend untragbar wird.»

Es erstaunt deshalb nicht, dass im Bundeshaus etwas ältere Linke und Gewerkschaftler darauf hinweisen, dass Maillard – ohne seine Leistung schmälern zu wollen – von der Vorarbeit und dem Gespür für das richtige Thema seines Vorgängers profitieren konnte. Rechsteiner hätte auf jeden Fall kein besseres Abschieds-

geschenk hinterlassen können. Das linke Aushängeschild machte an der Abstimmungsfeier der Gewerkschaften am Sonntag im «Hotel Bern» richtigerweise seine Aufwartung. Der Anlass entwickelte sich schnell zu einem Stelldichein von Politikern und Funktionären, die im linken Lager den Ton angeben oder sozusagen zum Gewerkschaftsadel gehören. Dazu gehören **Katrin Leuenberger** und ihr Sohn **Jonas**. Die frühere SP-Gemeinderätin von Solothurn ist die Tochter des 2009 verstorbenen, legendären Bahngewerkschafters, langjährigen Nationalrats und späteren Ständerats der Genossen, **Ernst «Aschi» Leuenberger**. Der grosse Charismatiker, der für jeden ein gutes Wort übrighatte und komplexe Sachverhalte einfach erklären konnte, hätte zu diesem Sozialausbau wohl auch nicht nein gesagt.

Wenig zum Triumph des linken Lagers beigetragen hat **Cédric Wermuth**. Der SP-Co-Präsident war während des Abstimmungskampfs in den Familienferien auf den Philippinen und in Vietnam. Auf die spasshafte Anmerkung dieser Zeitung, ob es vielleicht besser für seine Leute herauskomme, wenn er gar nicht da sei, meinte Wermuth lachend: «Das sagt meine Frau auch!» Seine Erholungsreise nach Fernost gab in der Wandelhalle in den letzten Tagen fast so viel zu reden wie die Debatte über die 13. AHV-Rente. Das liegt auch an Wermuths eigentümlicher Informationspolitik. Statt einfach einzuräumen, dass seine Frau und er das Bedürfnis verspürten, in die Ferne zu fliegen

und das Ehe- und Familienleben für einige Wochen zu pflegen, versuchte er den Eindruck zu erwecken, es habe sich bei seiner Auszeit um eine Art politische Bildungsreise gehandelt. Der Chefgenosse berichtete vom vergleichsweise tiefen Wohlstandsniveau in Vietnam, als habe er 38 Jahre alt werden müssen, um zu erkennen, in welchem Paradies wir in der Schweiz leben («Wenn man sieht, mit welchen Problemen Ho-Chi-Minh-Stadt zu kämpfen hat, relativiert sich vieles»). Dafür hätte der Mann, der sich so gerne als Denker präsentiert («Wir müssen nicht weniger als die Umweltpolitik neu denken»), auch einen Uno-Bericht lesen oder eine Youtube-Dokumentation schauen können. Das wäre erst noch umweltfreundlicher gewesen.

Die Schweiz leistet sich einen beispiellosen Ausbau des Sozialstaats. Auch im Parlament wird geklotzt und nicht gekleckert. Das Bundeshaus hat beim Haupteingang eine neue, schussichere Drehtür – als Teil eines überarbeiteten Sicherheitskonzepts. Damit sollen die Ratsmitglieder besser geschützt werden. Sie gehen aber auch einen kleinen Schritt weiter auf Distanz zum Volk. Der Aargauer SVP-Nationalrat **Andreas Glarner** wollte von den Parlamentsdiensten wissen, ob die anderen Zugänge auch umgerüstet werden und was das Bauvorhaben kostet. Die Zahl lässt einen zusammenzucken: 600 000 Schweizer Franken wendet der Bund auf – pro Tür versteht sich. 3,35 Millionen Franken insgesamt.

MÖRGELI

Rotes Kreuz in Bedrängnis

Die NZZ *am Sonntag* weint kiloschwere Tränen über das Rote Kreuz: «Die Konfliktparteien in Gaza und der Ukraine respektieren die Neutralität der humanitären Hilfe nicht mehr.» Russland versuche, in den besetzten Gebieten das Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK) hinauszubefördern und ein eigenes «Rotkreuz» einzusetzen. Auch im Gaza werde die «Neutralität und Unantastbarkeit von humanitärer Unterstützung in Krisengebieten» nicht mehr anerkannt.

Müssen wir uns darüber wundern? Die Glaubwürdigkeit des IKRK fusste auf der Glaubwürdigkeit der neutralen Schweiz. Der frühere IKRK-Präsident Peter Maurer sagte es so: «Unser Auftrag ist es, in Kriegen einen humanitären Schutzraum zu gewährleisten. Das können wir nur tun, wenn wir neutral sind und von allen Kriegsparteien anerkannt werden.»

Jetzt aber hat die Schweiz ihre Neutralität – das Erfolgsmodell des Roten Kreuzes – liquidiert. Hilft da das Jammern und Lamentieren der NZZ *am Sonntag*? Mitnichten. Wir sind selber schuld. Unsere Politik wollte es so. Am 28. Februar 2022 entsorgte der Bundesrat mit einem Federstrich die bisherige Neutralitätspolitik der Schweiz. Erstmals hat er die EU-Wirtschaftssanktionen sklavisch und wortgetreu übernommen. Unser Land wurde zu Beginn des Ukraine-Kriegs zur Kriegspartei.

Dieser Bruch mit der bisherigen Neutralitätspolitik musste den Rotkreuz-Gedanken beschädigen. Im Bemühen, zu den «Guten» zu gehören, haben wir die Möglichkeit verwirkt, Gutes zu tun. Denn Kriege werden nur durch konkrete Versöhnungs- und Vermittlungsarbeit beendet. Doch für solche Dienste hat sich die Schweiz selber aus dem Spiel genommen. Ohne die ohrenbetäubende Zustimmung der Medien wäre das niemals geschehen. Am lautesten gegen die Schweizer Neutralität hat die NZZ *am Sonntag* getrommelt: «Jetzt ist Schluss mit Neutralität, jetzt verstehen die ewigen EU-Kritiker, dass dieser Staatenverbund auch deshalb existiert, um für Europa Frieden und Freiheit zu erhalten.» Das Krokodil kann nicht nur Krokodilstränen weinen. Es kann auch ganz schön das Maul aufreissen.

Christoph Mörgeli

Im Osten viel Neues

Russland war Ende 2021 zu Verhandlungen mit den USA bereit. Das belegen Dokumente. Deutsche Offiziere diskutieren unterdessen einen Kriegseinsatz.

Wolfgang Koydl

Ranghohe deutsche Bundeswehroffiziere haben an einer Telefonkonferenz besprochen, wie die für Russland strategisch wichtige Kertsch-Brücke zwischen dem russischen Festland und der Halbinsel Krim mit Marschflugkörpern zerstört werden kann. Das belegen Aufnahmen, die Russlands Geheimdienst vergangene Woche öffentlich machte. Die Bundesregierung hat die Echtheit bestätigt. Die *Weltwoche* dokumentiert den Wortlaut des vierzigminütigen Gesprächs auf ihrer Website.

Friedenschance verpasst

Unterdessen wurde bekannt, dass der Krieg in der Ukraine praktisch in letzter Minute hätte verhindert werden können – und mit ihm die Gefahr eines atomaren Weltkrieges. Das belegen Dokumente, die auf der Website des russischen Aussenministeriums abrufbar sind. Demnach legte Russland Vertretern der Vereinigten Staaten und der Nato bei einem Treffen am 15. Dezember 2021 in Moskau zwei Papiere vor: den Entwurf eines Vertrages zwischen den USA und Russland über gegenseitige Sicherheitsgarantien und eine entsprechende Übereinkunft zwischen der Russischen Föderation und dem Nordatlantikpakt.

Viele der russischen Vorschläge wären für die westliche Seite schwer zu verdauen gewesen – etwa der Abzug aller Atomwaffen aus Europa und amerikanischer Truppen aus den neuen Nato-Staaten. Ebenso wäre der Verzicht auf jede Erweiterung der Nato auf Widerstand gestossen. Russland wollte ebenfalls jegliche militärische Aktivität auf dem Territorium der Ukraine, anderer osteuropäischer Staaten und im Kaukasus verbieten. Generell wollte Moskau regelmässige Kommunikation und Absprachen beider Seiten festschreiben – sei es über ein rotes Telefon, sei es über das Instrument des Nato-Russland-Rates. Grundsätzlich heisst es in dem Vertragsentwurf: «Die Parteien bekräftigen erneut, dass sie einander nicht als Gegner betrachten.»

Im Kreml war man nicht so weltfremd, anzunehmen, dass die USA und ihre Verbündeten den russischen Vertragsentwurf eins zu eins übernehmen würden. In einer Moskauer

Presseerklärung hiess es daher explizit, man hoffe, dass Washington die Vorlage als eine «Ausgangsbasis» für «ernsthafte Gespräche [...] in naher Zukunft» betrachten werde. Die Sache sei von «kritischer Bedeutung für den Erhalt von Frieden und Stabilität».

Die USA und die Nato wiesen das Gesprächsangebot und den Vertragsentwurf zurück, offenbar ohne nähere Prüfung. Stattdessen wurde auf der Münchner Sicherheitskonferenz Anfang 2022 die Rhetorik noch verschärft, nicht zuletzt durch den ukrainischen Staatspräsidenten Wolodymyr Selenskyj, der eine atomare Bewaffnung seines Landes verlangte. Die *Weltwoche* dokumentiert auf ihrer Website die original englische Fassung des russischen Aussenministeriums sowie die deutsche Übersetzung im Wortlaut.

Das transkribierte Gespräch der deutschen Offiziere sowie das russische Verhandlungsangebot finden Sie auf Weltwoche.ch.

Liebe ist...



... ein Stück von ihrem selbst gemachten Kuchen.

Wir sind ein einig Volk von Nötzlis

Nun geht die Rechnung selbst für Nötzlianer mit mittleren Einkommen nicht mehr auf.



Seit Wochen war für alle, die noch mindestens die Hälfte ihrer Tassen im Schrank haben, klar: Die 13. AHV-Rente wird hoch angenommen. Schlicht und einfach, weil die Bürgerlichen auf Kosten der Menschen mit kleinen und mittleren Löhnen und Renten seit Jahr und Tag eine rücksichtslose Politik verfolgen.

Die Krankenkassenprämien explodieren. Aber der falsch berechnete Teuerungsindex widerspiegelt diesen Kaufkraftverlust nicht.

Die Renten der zweiten Säule sinken. Trotzdem kosten ihre Verwaltungsapparate pro Jahr so viel wie die Einführung der 13. AHV-Rente.

Die beiden SVP-Bundesräte weigerten und weigern sich, eine Stromsparbremse einzuführen. Die Profite der Kriegsgewinnler Axpo, Alpiq, BKW und Co. explodieren. Hohe Stromrechnungen treffen die Haushalte mit kleinen und mittleren Einkommen hart.

Die Nationalbank hat die Zinsen fälschlicherweise noch einmal angehoben. Und so erstens den Bau neuer Wohnungen gebremst. Und zweitens die Mietkosten nach oben getrieben.

Die Bürgerlichen wollen den Schweizer Konsumenten verbieten, weiterhin vor allem Fleisch im Wert von 300 Franken unbürokratisch im nahen Deutschland einzukaufen.

Für absolut unsinnige Tunnelprojekte wie den Doppelspurausbau des Lötschberg-Basistunnels und den Bau des Grimseltunnels soll es Milliarden regnen. Im Gegenzug werden die SBB-Tarife kräftig erhöht.

Schon heute gibt nur ein Land in Europa pro Kopf der Bevölkerung mehr Geld für das Militär als die Schweiz. In der *Weltwoche* fordert Hans Rentsch die Aufhebung der Schulden-

bremse. Und ein 25-Milliarden-Sondervermögen für die Armee. Sondervermögen bedeutet jedoch mehr Schulden.

Die Nationalbank machte Geschenke an die Banken. Und strich die Beiträge an die Kantone und den Bund. Sie hat in Sachen Credit Suisse, zusammen mit Ueli Maurer und der Finma, kläglich versagt. Deshalb mussten wir für 252 Milliarden Franken bürgen.

Die NZZ lieferte in den letzten Wochen jeden Tag immer neue Anti-AHV-Gschichtli. Der *Tagi* feuerte – wie selbst *InsideParadeplatz* bemerkt hat

Für alles hat man Geld, nur nicht für uns, die wir den Reichtum der Schweiz geschaffen haben.

– gegen das berechtigte Anliegen der Gewerkschaften. Nicht nur die SVP, welche die Initiative federführend hätte bekämpfen müssen, hat ein Problem, sondern auch diese Medien.

Wir sind ein Volk von Nötzlis. Die Rechnung geht Ende Monat auch für mittlere Einkommen immer öfter nicht mehr auf. Ihr berechtigter Eindruck: Für alles hat man Geld, nur nicht für uns, die wir den Reichtum der Schweiz geschaffen haben.

Der *Tages-Anzeiger* steht da wie ein begossener Pudel. Seine neueste Umfrage zeigt: Noch glauben zu viele Schweizerinnen und Schweizer an die unrealistische CVP-Finanztransaktionssteuer.

Die Lösung der Gewerkschaften ist sozial und einfach: je 5 Lohnpromille für Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Konkreter: Die UBS bezahlt für

Ermotti 60 000 Franken. Und Ermotti selber nochmals 60 000 Franken.

Die Bürgerlichen sagen – wie die Elefantenrunde belegte – nein zu mehr Lohnprozenten. Haben aber keine Lösung. Dabei liegt die Lösung für sie in den Tresoren der Nationalbank.

Jordan 1 — Die Aufhebung des Mindestkurses war einer der Fehler von Thomas Jordan. Weil der Franken durch die Decke schoss, musste die Nationalbank wie wild Franken drucken. Jetzt verfügt die Nationalbank über ein Vermögen von 800 Milliarden. Ein Kollateralnutzen, den sie sorgsam versteckt.

Jordan 2 — Braucht die Schweizer Nationalbank mehr als 300 Milliarden, um ihre Aufgaben wahrzunehmen? Natürlich nicht. Die Bürgerlichen müssten der Nationalbank folglich 500 Milliarden wegnehmen und diese in einen effizient verwalteten Staatsfonds legen. Um mit den so erzielbaren realen Erträgen erstens die 13. AHV-Rente zu finanzieren. Und um zweitens die Höhe der Krankenkassenprämien auf maximal 10 Prozent der Haushaltseinkommen zu senken.

Es ging am letzten Wochenende um Klassenkampf. Unsere Alt-Bundesräte fielen angesichts der rüden Gegenangriffe aus allen Wolken. Dölf Ogi spielte die beleidigte Leberwurst. Nicht nur er hat die Bodenhaftung verloren – sein Kandersteg stimmte für die 13. Rente.

Wenn die Bürgerlichen wieder Hegemonie herstellen wollen, müssen sie sich etwas einfallen lassen. Sonst gewinnt Pierre-Yves Maillard, das Krokodil mit den Tränen in den Augen, immer mehr Einfluss.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Sturm der Stille

Wo sind eigentlich die bürgerlichen Parteipräsidenten geblieben?
Auf der Suche nach einem verlorenen Trüppchen im AHV-Fiasko.

Marcel Odermatt

Wenn Marco Chiesa, Thierry Burkart, Gerhard Pfister und Jürg Grossen dereinst abtreten, hinterlassen sie dem Land ein einzigartiges Vermächtnis. Sie gehen als jene bürgerlichen Parteipräsidenten in die Geschichte ein, in deren Amtszeit die Gewerkschaften zum ersten Mal eine Initiative durchbrachten. Die Abstimmung über die 13.AHV-Rente ist für schweizerische Verhältnisse ein historisches Ereignis.

Wie kam es zu diesem bürgerlichen Fiasko? Es gibt, wie immer in der Politik, nicht nur einen Grund. Zentral ist aber, dass die Strippenzieher des Nein-Lagers wie Dominosteine einer nach dem anderen umfielen. Verantwortlich waren

Wie im Abstimmungskampf bleiben die Parteichefs in Deckung und schicken die zweite Garde ins Feld.

vor allem die fehlende Glaubwürdigkeit und das mangelnde Engagement der Partei-Granden. Dazu passte ihr Verhalten am Sonntag. Die Gegner versammelten sich im Restaurant «Grosse Schanze» in Bern. Doch wie im Abstimmungskampf gingen die Spitzen der vier bürgerlichen Parteien in Deckung und schickten die zweite Garde ins Feld.

Chiasas Versäumnis

Für die Freisinnigen musste die unbekannte Zürcher Neo-Nationalrätin Bettina Balmer den Kopf hinhalten, für die SVP der Berner Finanzpolitiker Lars Guggisberg. Den Vogel schoss die Mitte-Partei ab: Ihre Repräsentantin hiess Christina Bachmann-Roth – Mitte-Frauen-Präsidentin und Einwohnerrätin in Lenzburg ohne politisches Mandat auf nationaler Ebene. Von den Grünliberalen fehlte in der Stunde der Niederlage anfangs jede Spur. Erst nach Stunden tauchte die Berner Nationalrätin Melanie Mettler kurz auf.

Wer das verlorene Trüppchen besuchte, dem wurde klar, weshalb die bürgerliche Schweiz am 3. März eine solche Kanterniederlage kassierte.

Bern



Bürgerliches Politversagen: Grossen, Chiesa, Burkart, Pfister (im Uhrzeigersinn v. o. l.).

Die Herren Parteipräsidenten, die normalerweise an keiner Kamera schweigend vorbeigehen können, waren in den vergangenen Wochen praktisch unsichtbar.

Das gilt allen voran für den scheidenden SVP-Präsidenten Marco Chiesa. Er griff erst im letzten Moment in den Abstimmungskampf ein. Der Tessiner Ständerat, der im April in den Stadtrat von Lugano gewählt werden will, unterschrieb vor gut einer Woche mit den anderen bürgerlichen Parteichefs einen Brief. Sie bekannten sich darin «zur raschen Erhöhung der AHV-Rente für ärmere Rentnerinnen und Rentner». Am Ausgang der Abstimmung änderte die Aktion nichts. Doch sie passte zur vermurksten Kampagne. Chiesa hätte im Abstimmungskampf allgegenwärtig sein müssen.

Die SVP hatte die Führung im Nein-Lager übernommen, der Präsident hatte den Auftrag, die Argumente der Gegenseite auf allen Kanälen vorzubringen. Dem gewinnend auftretenden Chiesa wäre es zuzutrauen gewesen, die Stimmung zumindest bei der gespaltenen SVP-Basis zu beeinflussen. Stattdessen liess er seine Tessiner Kantonalsektion sogar die Stimmfreigabe beschliessen. Wollte er seine Chancen für die Wahlen in den Luganeser Stadtrat nicht gefährden? Sein Abseitsstehen ist ein unschöner Schlusspunkt unter seine ansonsten erfolgreiche Amtszeit als SVP-Präsident.

Burkart auf Tauchstation

Auch Thierry Burkart war in den vergangenen Wochen auf Tauchstation. Dabei hat er durch-

aus Kämpferqualitäten. Wie ein Löwe setzte er sich zum Beispiel dafür ein, dass Schweizer Rüstungsgüter an die Ukraine weitergegeben werden können. Die Sozialpolitik scheint ihn hingegen weniger zu interessieren. Die Frage stellt sich: Setzt der FDP-Chef die richtigen Prioritäten?

Ohnehin schien Burkart zuletzt etwas von der Rolle. Vor wenigen Tagen wurde bekannt, dass er seinen Generalsekretär auswechselt und den ehemaligen SRG-Journalisten und NZZ am Sonntag-Chefredaktor Jonas Projer an Bord holt. Gleichzeitig stellte sich Burkart die Frage, ob er nach der Wahlniederlage vom Herbst 2023 überhaupt an der Parteispitze weitermachen will. In einer internen Mail an seine freisinnigen Freunde räumte Burkart freimütig ein, wie er mit sich gerungen und erst nach «reiflicher Überlegung» entschieden habe, nochmals zu kandidieren. Sicher keine ideale Ausgangslage, um das populäre Anliegen der Gewerkschaften mit vollem Einsatz zu bekämpfen.

Möglich bleibt, dass die Zurückhaltung sogar Kalkül war. Die FDP gilt in grossen Teilen der Bevölkerung weiterhin als Partei der Privilegier-

Man muss kein Nostradamus sein, um weitere Niederlagen der Bürgerlichen vorherzusagen.

ten und Vielverdiener. Viele zweifeln deshalb, ob ein grösseres Engagement des Aargauer Ständerrats zielführend gewesen wäre.

Was passiert, wenn sich Personen in einer Sonderstellung aus der Deckung wagen, erleben fünf bürgerliche Altbundesräte. In einem Brief von Ruheständler an Ruheständler warnen sie vor einer Zustimmung zur 13. AHV-Rente («Was verlockend klingt, ist brandgefährlich»). Der Schuss ging nach hinten los. Die Ex-Magistraten seien mit ihrer lebenslangen Rente von 230 000 Franken der falsche Absender, um vor einem Zustupf für Pensionäre zu warnen, entgegneten die Initianten um Gewerkschaftsbundspräsident Pierre-Yves Maillard.

Pfister im Absichts

Eine schlechte Falle im Abstimmungskampf machte auch Gerhard Pfister. Der Mitte-Präsident war in den vergangenen Wochen praktisch unsichtbar. Die Zurückhaltung des Zuger Nationalrats hat einen Grund: Er kämpft mit stumpfen Waffen. Die Mitte verfolgt das Ziel, dass alle Paare – ob verheiratet oder nicht – künftig gleich viel Steuern bezahlen und gleich hohe Renten erhalten.

Die Partei hat dafür zwei Initiativen lanciert, die bis Ende März eingereicht werden sollen. Es ist offen, ob die notwendigen 100 000 Unterschriften zusammenkommen. Unabhängig davon kostet diese Gleichstellung viel Geld: Experten sprechen von drei Milliarden Franken

pro Jahr. Das Problem ist dasselbe wie bei der 13. AHV-Rente: Es ist unklar, wie das Anliegen finanziert werden soll. Das erklärt Pfisters Absteitsstehen im jüngsten Abstimmungskampf. Er wäre als Gegner einer 13. AHV-Rente kaum glaubwürdig gewesen.

Hinzu kommt, dass die Mitte in der Ära des früheren Lehrers aus Oberägeri sozialpolitisch spürbar nach links gerückt ist. Pfister macht im Parlament, dem Zeitgeist folgend, öfters gemeinsame Sache mit SP und Grünen.

Erschwerend war, dass Ex-Mitte-Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf das Nein-Lager im Regen stehen liess. Die Präsidentin von Pro Seneclute weigerte sich, in dieser für ihre Mitglieder entscheidenden Frage Position zu beziehen und sich für oder gegen das Anliegen auszusprechen.

Grossen schachmatt

In die Bredouille gerieten auch die Grünliberalen. Ihr Parteichef Jürg Grossen leistete sich bei öffentlichen Auftritten den Luxus, den Abstimmungskampf über die Renten auszulassen und den Evergreen der Energiewende abzuhandeln. Die GLP schien den Ernst der Lage nie zu realisieren. Auch Parteikollegin Kathrin Bertschy liess sich schachmatt setzen. Die GLP-Nationalrätin und Co-Präsidentin von Alliance F konnte nicht verhindern, dass der Frauendachverband die Ja-Parole für die 13. AHV-Rente beschloss. Die Truppe, von den SP-Frauen viele Jahre als «bürgerliche Organisation» verschrien, leistete der linken Seite wichtige Schützenhilfe. Dieser Abstimmungskampf war offenbar eine Schuhnummer zu gross für die GLP.

Unter dem Strich besteht bei SVP, FDP, Mitte und GLP nach dem Debakel vom Wochenende akuter Handlungsbedarf. Die Parteien müssen sich neu sortieren. Im Sommer und Herbst kommen weitere sozialpolitische Vorlagen – Prämien-Entlastungs-Initiative der SP und die Reform der beruflichen Vorsorge – vors Volk. Man muss kein Nostradamus sein, um weitere Abstimmungsniederlagen der Bürgerlichen vorherzusagen – sofern sich die Arbeitseinstellung der Parteichefs nicht schleunigst ändert.



EU-Fahne in Nussbauers Büro



Zudiener an der Spitze.

Die Verhandlungen mit der Europäischen Union verlaufen langwierig und zäh. Denn die EU verlangt ein Ende unserer Souveränität durch die automatische Übernahme ihres künftigen Rechts, das wir heute noch gar nicht kennen. Und behält sich im Streitfall die richterliche Entscheidung durch ihren Europäischen Gerichtshof vor.

So ziemlich sämtliche Verträge, welche die Schweiz bisher mit Brüssel abgeschlossen hat, sind zu unserem Nachteil. Allen voran die Personenfreizügigkeit, welche Volk und Stände 2014 abgelehnt haben. Aber wehe, wenn unser Land vor der EU nicht kuscht: Dann folgt die Bestrafung auf dem Fuss – so geschehen beim Forschungsprogramm «Horizon», bei der Zertifizierung der Medizinaltechnik, bei der Börsenäquivalenz.

Als formell höchster Schweizer amtet hierzulande der Nationalratspräsident. Dieses Jahr heisst er Eric Nussbaumer (SP) und präsidiert gleichzeitig die Neue Europäische Bewegung Schweiz (Nebs), ist also der landesweit wichtigste EU-Turbo.

Welchen Interessen Nussbaumer dient, macht er in seinem Büro im Bundeshaus klar. Als Nationalratspräsident bezieht er im Vergleich zu seinen Ratskollegen nicht nur das doppelte Sitzungsgeld, er geniesst auch das Privileg eines prunkvollen Arbeitszimmers. Dort steht jetzt neben der Schweizer Fahne unübersehbar auch das Hoheitszeichen der EU. Mit Politikern wie Nussbaumer an der Spitze unseres Gemeinwesens können sich unsere Diplomaten noch lange in Brüssel abmühen. Die EU darf sich gleichzeitig über einen willigen Zudiener an der Spitze unseres Parlaments freuen.

Eric Nussbaumer hat sich den EU-Beitritt der Schweiz nicht nur innerlich auf die Fahne geschrieben. Er hat die EU-Fahne gleich auch noch äusserlich aufgepflanzt.

Christoph Mörgele

Der Kampf gegen rechts und die Liebe zu Faschisten

In Deutschland gehen Hunderttausende auf die Strasse, um gegen das Aufkommen von Nationalismus und Faschismus zu demonstrieren. Gleichzeitig arbeitet die Regierung skrupellos mit Nationalisten und Faschisten zusammen. So wird das Vertrauen in die Politik verspielt.

Oskar Lafontaine

Von meinem Griechischlehrer habe ich gelernt, dass man Begriffe, die man benutzt, auch erklären können muss. Er fragte uns: «Was versteht ihr unter Demokratie? Was versteht ihr unter Freiheit?» Und peinlich berührt, mussten wir feststellen, dass unsere Antworten oft sehr unvollkommen waren und wir ins Stottern gerieten.

Daher folgende Klarstellung: Faschisten sind für mich Menschen, die andere Menschen als Tiere bezeichnen und sie vernichten wollen. Es geht selbstverständlich nicht darum, dass man einen anderen im Zorn schon mal als Esel oder Rindvieh bezeichnet. Denn dann wäre ich selbst wie viele andere auch ein Faschist. Die Absicht, Menschen zu töten und zu vernichten, ist ausschlaggebend.

Nach obiger Definition ist der im Westen als Held gefeierte und verehrte kürzlich verstorbene russische Regimegegner Alexei Nawalny ein Faschist. Er sagte beispielsweise: «Tiflis, die Hauptstadt der Nagetiere, gehört mit Marschflugkörpern zerstört.» Oder: «Alles, was uns stört, muss man mit Vorsicht, aber unbeirrt per Deportation entfernen.»

Man muss sich einen Moment vorstellen, in Deutschland hätte ein AfD-Politiker sich so geäußert. In grosser Zahl wären die «Guten» auf die Strasse gegangen und hätten gefordert, diesem Faschisten die Bürgerrechte abzuerkennen.

Wer weist Israel in die Schranken?

Angesichts des tragischen Todes Nawalyns in einem sibirischen Gefängnis hätte man nach dem alten römischen Grundsatz «de mortuis nihil nisi bene» auf die Erwähnung seiner radikalen menschenverachtenden Parolen verzichten können. Aber nachdem die westliche Kriegspropaganda jetzt dazu übergegangen ist, seine Ehefrau als seine Nachfolgerin und Kämpferin für Freiheit und Demokratie aufzubauen, bleibt nichts anderes übrig, als der west-

lichen Heuchelei und Verlogenheit durch die Benennung der Wahrheit entgegenzutreten.

Nach der obigen Definition ist auch der israelische Verteidigungsminister Yoav Gallant ein Faschist. Er sagte im Blick auf die Palästinenser: «Kein Strom, kein Essen, kein Sprit. Alles wird abgeriegelt. Wir kämpfen gegen menschliche Tiere und handeln dementsprechend.»

Mittlerweile kommt es im Gazastreifen zum Kampf um Lebensmittel. Zahlreiche Palästinenser verloren dabei ihr Leben. Die öffentliche Ordnung droht zusammenzubrechen. Gallants Kabinettskollege Bezalel Smotrich bezeichnet sich selbst als «homophoben Faschisten».

Das Massaker der Hamas am 7. Oktober war ein grausames Verbrechen. Aber die Antwort der Regierung Netanjahu, die dazu führte, dass mittlerweile über 30 000 Palästinenser ermordet wurden und der Gazastreifen zerstört und praktisch unbewohnbar ist, ist ein abscheuliches Kriegsverbrechen und hat zur Folge, dass Völkerrechtler Israel einen Genozid vorwerfen.

Der Internationale Gerichtshof (IGH) spricht von der unmittelbaren Gefahr eines Völkermords, und Amnesty International wirft Israel vor, dass es wiederholt versäumt habe, die von humanitären Organisationen verzweifelt geforderten Mindestmassnahmen einzuleiten, um das Leiden der Bevölkerung zu lindern.

Die Weltgemeinschaft darf nicht länger tatenlos zusehen. Die USA müssen ihre fatale Unterstützung dieses verbrecherischen Vorgehens einstellen, und der Uno-Sicherheitsrat muss Israel in die Schranken weisen und auf eine Uno-Friedenstruppe im Gazastreifen drängen.

Es ist auch durch nichts zu rechtfertigen, dass die Regierung Scholz ebenso wie CDU und AfD die Faschisten in der Regierung Netanjahu unterstützt und Waffen liefert. Der ehemalige CDU-Bundestagsabgeordnete Jürgen Todenhöfer hat die einzig richtige Antwort gegeben und gegen die Bundesregierung eine Strafanzeige wegen Beihilfe zum Kriegsverbrechen gestellt.

Auch im Ukraine-Krieg arbeitet die Ampelregierung ohne Skrupel mit Nationalisten und Faschisten zusammen. Der Nazikollaborateur Stepan Bandera stieg zum Nationalhelden der Ukraine auf. Nach ihm werden Strassen und Plätze benannt. Er ist für den Tod von vielen Tausend Juden, Polen und Russen verantwort-

Höhepunkt dieser Verwirrung war die Verleihung des Friedenspreises an den Schriftsteller Zhadan.

lich. Arno Klarsfeld, der Sohn der Nazijäger Beate und Serge Klarsfeld, hat zu Recht gesagt: «Ein Land, in dem ein Mann verehrt wird, der viele Tausend Juden ermorden liess, gehört nicht in die EU und nicht in die Nato.»

«Brennt in der Hölle, ihr Schweine»

Der Höhepunkt dieser geistigen Verwirrung war die Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels an den ukrainischen Schriftsteller Zhadan, der ebenfalls ein Faschist ist, weil er die Russen als Unrat, Tiere und Schweine bezeichnet hat und seiner Vernichtungsfantasie freien Lauf liess: «Brennt in der Hölle, ihr Schweine».

Wie passt das eigentlich zusammen? In Deutschland gehen Hunderttausende auf die Strasse, um gegen das Aufkommen von Nationalismus und Faschismus zu demonstrieren. In anderen Ländern arbeitet die Bundesregierung, deren Mitglieder sich an den Demonstrationen beteiligen, skrupellos mit Nationalisten und Faschisten zusammen, ja beliefert sie sogar mit Waffen. Und die deutschen Propagandamedien spielen mit. So wird das Vertrauen der Wähler in die staatlichen Institutionen verspielt.

Schon der chinesische Philosoph und Politiker Konfuzius wusste: «Wenn das Volk kein Vertrauen hat, so ist Regierung überhaupt unmöglich.»

Oskar Lafontaine ist Finanzminister Deutschlands a. D. und ehemaliger Vorsitzender der SPD.



Ein Leben als Bonbontüte

Sarah Ferguson wird zum Nationalheiligum. So schlimm steht es um die Royals.

Ich bin weder Monarchistin noch Pessimistin, doch den Tod der letzten Queen – ich nannte sie Elisabeth die Gute – habe ich betrauert. Gleichzeitig konnte ich nicht umhin zu denken, dass das, was im Haus Windsor folgen würde, alles andere als gut sein würde und dass die korrupte Institution, der Elisabeth mit solcher Würde gedient hatte, mit ihr sterben sollte. Und siehe da, alles, was danach kam, war ein einziges, wüstes Schlamassel.

Mittlerweile hat der König Krebs und die Princess of Wales eine so schwere Operation hinter sich, dass sie drei Monate brauchen wird, um wieder auf die Beine zu kommen. Jene von Sussex schwafeln von Chakren und spreizen sich weiterhin auf der Weltbühne wie Wallis Simpson und der ehemalige König Eduard VIII.; Prinz Andrew grantelt herum wie ein Golf spielendes Gespenst und schwebt ständig in der Gefahr, wegen der nächsten Jeffrey-Epstein-Schlagzeile erneut in Ungnade zu fallen.

Und nun verbreitet sich sogar Prinz William, der bisher immer so vernünftig war, über die Situation in Gaza, von dem er vermutlich bis vor kurzem geglaubt hat, es sei ein mediterranes Restaurant mit Appetithäppchen. So schlimm steht es um die Royals, dass Sarah Ferguson – die Duchess of York und einstige Gattin von Prinz Andrew – mittlerweile zum Nationalheiligum aufgewertet wird.

Wie ein herumtollendes Labradorpärchen

Verglichen damit, wie die Sussexes die Queen quälten mit Peinlichkeiten wie Oprah-Interviews und dokumentarischen Serien auf Netflix, wirkt Fergies Verhalten im 20. Jahrhundert gar nicht mehr so schlimm: Sie liess sich bloss von einem «Finanzberater» an den Zehen saugen, neugierig beäugt von ihren noch sehr kleinen Töchtern, und betrachtete das Leben überhaupt als eine einzige Bonbontüte.

Allerdings führte ihre Gier dann dazu, dass sie einem als Scheich getarnten Reporter für eine halbe Million Pfund «Zugang» zu ihrem Ex-Mann versprach; lange vor Harry und Meghan schadete sie also bereits mit ihrer Habsucht und Faulheit dem Ansehen der «Firma». Als «Randy



Gutmütig und verspielt: Duchess of York, 64.

Andy», also «der geile Andy», die robuste Rothaarige heiratete, wirkten die beiden zunächst wie ein herumtollendes Labradorpärchen: nicht die Hellsten, aber gutmütig und verspielt. Ferguson empfand ihre Erhebung zum Mitglied der königlichen Familie nicht als Privileg, das auch Pflichten mit sich brachte, sondern als Freibrief, um sich an möglichst viel luxuriösen Dingen gratis gütlich zu tun.

Unfähig, den richtigen Ton zu treffen, hat sie sich als «die meistverfolgte Frau in der Geschichte der königlichen Familie» bezeichnet,

sich merkwürdigerweise aber auch mit Jennifer Aniston verglichen, und zwar wegen ihrer Youtube-Videos «Storytime with Fergie and Friends».

Egal, wie schlimm es um das Haus Windsor stehen mag: Die Rückkehr von Fergie als angeheiratetem Mitglied des Königshauses ist eine sehr schlechte Idee. Hoffentlich verzieht sie sich bald wieder von der Weltbühne auf eine anrühliche Jacht.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Melonis Moment

Die Medien haben sich in Giorgia Meloni getäuscht. Italiens erste Premierministerin füllt das Vakuum in der EU aus, das Angela Merkel hinterlassen hat.

Nicholas Farrell



Hart, aber herzlich: Meloni im Weissen Haus mit Joe Biden, 1. März.

Fast alle Medien warnten seinerzeit, dass Giorgia Meloni als Erbin des faschistischen Diktators Benito Mussolini eine Gefahr für die Demokratie sei. Dass sie sich als konservativ bezeichnete und keine Massnahmen vorschlug, die man als rechtsextrem hätte bezeichnen können, interessierte nicht. Ebenso wenig, dass es dieser Umstand war und

Heute müssen Kritiker widerwillig eingestehen, dass Meloni nicht die ist, für die sie gehalten wurde.

nicht der Wunsch nach einem Wiederaufleben des Faschismus, der die Italiener im September 2022 dazu brachte, Meloni als erste Frau in das Amt der Ministerpräsidentin zu wählen.

Wie falsch sie doch lagen, all diese Medienexperten, die eine wichtige Rolle spielen im linksliberalen Establishment, das heutzutage so viel Macht und Einfluss hat. Heute müssen diese Leute widerwillig eingestehen, dass Giorgia Meloni nicht die ist, für die sie von vielen (natür-

lich nicht von ihnen) gehalten wurde. Das Eingeständnis, sich geirrt zu haben, wäre ein allzu grosser Gesichtsverlust. Manche von ihnen sind, man höre und staune, inzwischen bereit, Meloni als politische Figur anzuerkennen, die Italien und Europa guttut. Es heisst sogar, der deutsche Kanzler Olaf Scholz und Frankreichs Präsident Emmanuel Macron seien so schwach, dass Meloni das von Angela Merkel hinterlassene Vakuum als faktisch einflussreichste Persönlichkeit der Europäischen Union ausfüllt.

Diese geradezu unglaubliche Botschaft vermittelte jüngst ein Porträt von ihr auf CNN, dem Mutterschiff der Woke-Kultur. Topjournalist Fareed Zakaria sagte, sie sei «tough, aber freundlich» und erscheine immer deutlicher als «das Gesicht der Zukunft Europas». Und: «Dies ist Melonis Moment.»

In den vergangenen Wochen haben so heilige Orakel der linksliberalen Elite wie die *New York Times* und der *Economist* ebenfalls längere Elogen veröffentlicht. In dem einen Fall hiess es, Meloni habe sich, indem sie den starrsinnigen ungarischen Ministerpräsidenten Viktor Orbán

davon abgebracht habe, das jüngste Ukraine-Hilfspaket über fünfzig Milliarden Euro mit seinem Veto zu blockieren, endgültig als vertrauenswürdige Spitzenpolitikerin erwiesen. Ihre Bilanz zeige, hiess es in dem anderen Fall, dass die sogenannten Ultrarechten, einmal im Amt, sich als Allerweltskonservative entpuppten. Und Italien gebe in dieser Hinsicht am wenigsten Anlass zu Sorge.

Verbündete von der Leyens

Ein Hauptgrund für diese Kehrtwende der Medien ist die Ukraine. Wer von ihnen als «rechts-extrem» verortet wird, muss ein Putin-Freund sein. Meloni steht allerdings ganz entschieden auf der Seite der Ukraine.

Als turnusgemässe G-7-Vorsitzende war sie am 24. Februar in Kiew und veranstaltete anlässlich des zweiten Jahrestags des russischen Überfalls eine Videokonferenz über den Ukraine-Krieg. Für Meloni geht es um die «Freiheit Europas». «Die Ukraine kämpft für Europa [...] und deshalb werden wir an ihrer Seite stehen, solange es nötig ist.»

Und wenn Donald Trump im November zum Präsidenten gewählt wird? Meloni versteht sich erstaunlich gut mit Präsident Joe Biden, obwohl sie bei den meisten Themen meilenweit voneinander entfernt sind, aber sie unterstützt seine Ukraine-Politik. Trump ist so etwas wie ein Geistesverwandter für sie. Im Februar 2022 war sie, die gut Englisch spricht, Gastrednerin bei der jährlich stattfindenden konservativen CPAC-Konferenz in Florida.

Trump hat allerdings erklärt, dass Russland im Fall seiner Wiederwahl mit jedem Nato-Land, das nicht das vereinbarte 2-Prozent-Ziel erreiche, machen könne, «was immer man will». Bloss elf der 33 Nato-Mitglieder erfüllen diese Vorgabe. Deutschland (1,57 Prozent), Frankreich (1,9 Prozent) und Italien (1,46 Prozent) bleiben dahinter zurück. Meloni hat zwar erklärt, dass sie bereit sei, die Verteidigungsausgaben zu erhöhen, hat bislang aber noch nichts unternommen.

Kaum jemand glaubt, dass Trump aus der Nato austreten oder das Bündnis zwingen wird,

die Militärhilfe für die Ukraine einzustellen, aber er wird die europäischen Partner unter Druck setzen, mehr für die Verteidigung auszugeben. Seine Wiederwahl würde Meloni unter Handlungsdruck setzen, ihr aber auch die Chance bieten, als Einzige unter den EU-Regierungschefs zwischen Trump und Europa zu vermitteln.

Überdies hat Meloni die EU-Kommission nicht vor den Kopf gestossen, wie von vielen Kritikern befürchtet. Sosehr sie in der Vergangenheit den Euro abgelehnt und sich gegen wachsende Integration ausgesprochen hat – derzeit kann sie sich diese Haltung nicht leisten. Sie hat sich sogar als enge Verbündete von Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen entpuppt, deren Bewerbung für eine zweite Amtszeit sie unterstützt.

Brüssel hat für Italien knapp 200 Milliarden Euro Hilfgelder aus dem 800-Milliarden-Corona-Aufbaufonds bewilligt, deutlich mehr als für jeden anderen Mitgliedsstaat. Diese Mittel sollen schrittweise bis 2026 ausbezahlt werden, sind aber an undurchsichtige Bedingungen geknüpft. EU-Gelder sind lebenswichtig für Italien, dessen Wirtschaft und Löhne seit Einführung der Gemeinschaftswährung im Jahr 1999 inflationsbereinigt praktisch stagnieren. Mit einer Staatsverschuldung von 140 Prozent des Bruttoinlandsprodukts zählt Italien zu den höchstverschuldeten Ländern der Welt. Die Geburtenrate von 1,3 Kindern ist extrem niedrig, die Bevölkerung schrumpft und altert immer mehr. Mit einer Jugendarbeitslosigkeit von 20 Prozent rangiert Italien unter den Spitzenreitern in Europa, und auch die Arbeitslosenquote von 7,2 Prozent ist hoch.

Höchststand der Erwerbsquote

Die Zahl der Vollzeitbeschäftigten stieg 2023, im ersten Jahr der Amtszeit von Meloni, um 456 000, die Erwerbsquote liegt bei 61,9 Prozent. Das ist deutlich weniger als in Deutschland (77 Prozent), für Italien aber ein historischer Höchststand. Meloni hat Steuererleichterungen für Rentner und Geringverdiener eingeführt und die Wohlfahrtsleistungen vor allem für arbeitende Mütter erhöht.

Das Bruttoinlandsprodukt stieg im vergangenen Jahr um magere 0,7 Prozent, wobei Frankreich mit 0,9 Prozent etwas besser abschnitt, Deutschland allerdings um 0,3 Prozent schrumpfte. In diesem Jahr dürfte Italien kaum



besser dastehen, was aber auch für Frankreich gilt, während für Deutschland ein Wachstum von 0,3 Prozent erwartet wird.

Da Melonis Kritiker an ihrer Wirtschaftspolitik kaum etwas aussetzen können, lenken sie den Blick auf ein anderes Thema: Ihr sei es nicht gelungen, die illegale Migration in den Griff zu bekommen. Diese Behauptung ist nicht ganz korrekt. Zwar trafen im vergangenen Jahr 157 000 Migranten aus Nordafrika ein, davon zwei Drittel aus Tunesien, das Libyen als Haupttransitland abgelöst hat. Aber seit Oktober ist diese Zahl um ein Drittel gegenüber dem gleichen Zeitraum 2022/23 zurückgegangen und in diesem Jahr bislang um zwei Drittel gegenüber dem gleichen Zeitraum im letzten Jahr. In der vergangenen Woche kamen 159 Personen an, während im Vergleichszeitraum vor einem Jahr noch 1500 gezählt wurden.

Das ist damit zu erklären, dass das EU-Abkommen mit Tunesien, das Meloni mit Unterstützung der Kommissionspräsidentin ausgehandelt hat (vorgesehen sind Finanz-

Der Migrationspakt mit Albanien soll im Mai beginnen, kurz vor den Europawahlen.

hilfen für Tunesien in Höhe von einer Milliarde Euro plus 105 Millionen Euro, damit Schleuseraktivitäten unterbunden werden), am Ende funktioniert. Wendepunkt könnte ein zweites Abkommen mit Albanien sein, das vorsieht, dass auf dem Meer aufgegriffene Migranten in Albanien untergebracht werden. Ziel ist es, monatlich 3000 Migranten aus sicheren Herkunftsländern abzufertigen, die definitionsgemäss keine Flüchtlinge sind. Die meisten von ihnen kommen aus Ländern, in denen kein Krieg herrscht. Wer kein Asyl erhält, kann bis zu achtzehn Monate festgehalten werden. Die EU-Kommission betont, dass dieser Plan nicht gegen EU-Recht verstosse, da Albanien nicht zur EU gehöre. Das Vorhaben wurde kürzlich erst vom albanischen Parlament und vom Obersten Gerichtshof in Albanien abgesegnet.

Die Weigerung der Herkunftsländer, in Albanien festgehaltene Migranten zurückzunehmen, könnte sich als wunder Punkt dieses Projekts erweisen. Allerdings dürfte die Aussicht, achtzehn Monate in Albanien eingesperrt zu sein, jeden Migranten abschrecken, der bereit ist, 1500 Euro für einen Platz auf einem Boot zu zahlen. Das Projekt soll im Mai beginnen, kurz vor den Wahlen zum Europäischen Parlament, bei denen das Thema Migration eine zentrale Rolle spielen wird. Es wird erwartet, dass rechte Parteien überall in Europa ihre historisch besten Ergebnisse erzielen werden. Ja, es sieht wirklich so aus, als wäre dies Melonis Moment.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



INSIDE WASHINGTON

Schocknachricht für Trump-Jäger

Anfang Woche herrschte Trauer in den Nachrichtenstuben Amerikas, als die schockierten Journalisten die Nachricht verdauten, dass Donald J. Trump auf den Wahlzetteln bleiben wird. Am Montag hatte der Oberste Gerichtshof einstimmig den Entscheid des Obergerichts von Colorado zurückgewiesen, Trump von den Vorwahlen auszuschliessen. Alle neun Richter stimmten darin überein, dass «Gliederstaaten Personen disqualifizieren können, die ein Amt in einem Gliedstaat innehaben oder zu bekleiden versuchen. Aber die Verfassung gibt den Gliedstaaten nicht die Befugnis, einen Kandidaten von den nationalen Wahlen auszuschliessen.» Sogar die drei von den Demokraten nominierten Richter stellten fest, dass es zu einem chaotischen Flickenteppich zwischen den einzelnen Gliedstaaten führte, wenn man Colorado diese Möglichkeit einräumen würde.

Der Kabelnachrichtensender MSNBC erklärte, das Gericht, dessen Mitglieder sowohl von republikanischen als auch von demokratischen Präsidenten nominiert wurden, habe Trump aufgrund einer blossen «verfassungsrechtlichen Formsache» ein «Geschenk» gemacht. Dana Bash von CNN beklagte, dass «unglücklicherweise für Amerika das Gericht nicht unbedingt im Unrecht ist». Und Komikerin Whoopi Goldberg, die Trump verabscheut, musste zugeben: «Ich weiss, dass es wahrscheinlich die richtige Entscheidung ist.»

Trotz den Bemühungen der Medien zeigt die jüngste CBS-News/Yougov-Umfrage, dass 35 Prozent der registrierten Wähler glauben, dass Trump versucht hat, mit «legalen Mitteln» im Amt zu bleiben; 21 Prozent glauben, dass er nie geplant hat, nach seiner Niederlage 2020 im Amt zu bleiben. Von diesen beiden verzeihenden Gruppen hoffen 83 Prozent, dass Trump wieder ins Weisse Haus einzieht. Wenn das passiert, könnten sich die Medien nie wieder erholen.

Amy Holmes

Kastensystem für Autos

Als erste Schweizer Stadt erlässt Genf Fahrverbote für den Individualverkehr. Zu Parias werden ausgerechnet die harmlosen Oldtimer erklärt.

Philipp Gut

Genf wird zur verbotenen Stadt – das gilt zumindest für Teile des motorisierten Individualverkehrs und für bestimmte Fahrzeuge. Sie dürfen unter Umständen nicht mehr in die Kantonshauptstadt und in Zentren weiterer Gemeinden des Stadtkantons fahren. Politik und Verwaltung nennen das neue System «differenzierten Verkehr». Es orientiert sich an den aus Städten im EU-Raum bekannten Umweltzonen und -plaketten. Die Massnahme richtet sich gegen Luftverschmutzung und «Smog», als ob das überschaubare Genf eine Megacity in der Dritten Welt unter einer erstickenden Käseglocke wäre. Das zeitweilige Verbot schützt laut dem Kanton «die öffentliche Gesundheit und die schwächsten Personen: ältere Menschen, Kinder, Personen mit Atemwegs- oder Herz-Kreislauf-Problemen».

Die zusätzliche Vignette, die sich explizit am französischen Vorbild orientiert, nennt sich «Stick'Air». Jedes Auto, das nach Genf fährt, muss damit ausgerüstet sein. Dabei

werden die Fahrzeuge in sechs Kategorien mit unterschiedlichen Farben und Nummern eingeteilt, vom geringsten bis zum höchsten Schadstoffausstoss gemäss der Euro-Norm.

Links-grüne Polemik von SRF

Die Einteilung ist kompliziert. In die Kategorie «Musterknaben» mit grüner Etikette fallen elektrisch und hydrogen angetriebene Fahrzeuge. Einen violetten Kleber mit der Ziffer 1 erhalten Zwei-, Drei- und Vierräder mit der Euro-Norm 4, Benzinautos mit Euro 5 und 6, ebenso leichte Nutzfahrzeuge mit Euro 5 und 6 sowie der Schwerverkehr und Autobusse mit der für sie vorgesehenen römischen Ziffer VI. Schlechter qualifiziert – und entsprechend farblich gekennzeichnet – sind alle älteren und Dieselfahrzeuge.

Ein weiteres Beispiel: Diesel-PW mit Euro-Norm 5 und 6 müssen mit der gelben Plakette

mit der Nummer 2 gekennzeichnet werden, während bei den Benzinern die Euro-4-Fahrzeuge in dieselbe Kategorie fallen. Am Ende der Skala (grauer Kleber, Nummer 5) befinden

Zuerst waren drakonische Strafen von 500 Franken vorgesehen. Nun wurden sie auf 100 Franken reduziert.

sich Tourismus- und leichte Nutzfahrzeuge mit Euro 2 sowie Lastwagen mit Euro III. Ausserhalb jeder Kategorie und somit die Parias im Genfer Kastensystem für den motorisierten Individualverkehr sind Motorräder, die vor dem 1. Mai 2000 in Verkehr gesetzt worden sind, sowie PW und leichte Nutzfahrzeuge mit Euro 1 und älter. Dasselbe gilt für den Schwerverkehr ab Euro II.

verpflichtet wäre. Genf erlasse «Fahrverbote für Abgasschleudern» und für «Dreckschleudern», so SRF in Gleichschritt und Gleichklang mit links-grüner Polemik.

Aufwendige bürokratische Übung

Verstösse gegen das Fahrverbot werden gebüsst. Zuerst waren drakonische Strafen von 500 Franken vorgesehen. Nun wurden sie auf 100 Franken reduziert – dank einer Beschwerde des Touring-Clubs Genf und der Genfer Sektion des Nutzfahrzeugverbands Astag. Die Beschwerdeführer argumentierten, nur der Bund könne solch einschneidende Einschränkungen erlassen. Dieses Argument wies das Genfer Verfassungsgericht zwar ab: Der Kanton überschreite seine Befugnisse nicht, wenn er gegen eine kurzfristige Verschmutzung vorgehe. Das Gericht akzeptierte

aber den Einwand, die Grenzwerte für Stickstoff und Feinstaub seien in Genf strenger als im Rest der Schweiz. Das Verfassungsgericht forderte den Kanton in der Folge auf, die ein-

schlägigen Grenzwerte zu erhöhen.

Auf Anfrage der *Weltwoche* teilt der Kanton Genf merklich angesäuert mit, dass so eine «Diskrepanz» zwischen Genf und den «strengeren Grenzwerten» geschaffen würde, die «im benachbarten Frankreich gelten». Es sei «nun möglich, dass im Falle eines Feinstaub-Wintermogs in Frankreich eine Spitzenbelastung angekündigt wird und Massnahmen wie der differenzierte Verkehr aktiviert werden, was in Genf nicht der Fall ist». Offenbar orientiert sich die Genfer Politik also lieber an Paris als an Bern. Überhaupt entpuppt sich das Ganze als aufwendige bürokratische Übung praktisch ohne Nutzen: Nur die Stufe 1 sei seit Einführung des Systems vor vier Jahren ein einziges Mal während fünf Tagen wegen einer «erwarteten Überschreitung» des PM-10-Wertes (Feinstaub) aktiviert worden, teilen die Republik und der Kanton Genf mit. Ausser Spesen nichts gewesen.



Vorbild Paris: «Stick'Air»-Vignetten.

Während Lastwagen mangels schlichter Existenz solch alter Fahrzeuge kaum betroffen sein dürften, trifft es bei den Personenkraftwagen die Oldtimer gnadenlos. Ob die wenigen Liebhaberrfahrzeuge, die ab und zu bei schönem Wetter für ein paar Stunden ausgefahren werden, wirklich für erhöhte Schadstoffbelastung und «Smog»-Alarm verantwortlich sind, ist eine rhetorische Frage. Den Genfer Behörden ist's egal. Hauptsache, sie statuieren ein autofeindliches Exempel – auch wenn es sinnlos ist und darüber hinaus erst noch die Bestandsgarantie und damit das Eigentumsrecht ritzt.

Wie sehr sich die Debatte über Sinn und Unsinn solcher Eingriffe in die freie Mobilität längst bar jeden Realitäts- und Faktenbezugs ins (Klima-)Wahnhaft-Ideologische verlagert hat, zeigt ausgerechnet das gebührenfinanzierte Schweizer Radio und Fernsehen (SRF), das eigentlich zu ausgewogener Berichterstattung

Verteidigung von fünf Minuten

Heute machen wir uns über die Deutschen lustig – und darüber, was sie Demokratie nennen.



Wenn man das Vaterland verteidigen muss, dann ist klar, dass die vaterländischen Medien zuvorderst in der Reihe stehen. Das sind in Deutschland die öffentlich-rechtlichen ARD und ZDF.

«Demokratie verteidigen – wie sich immer mehr Menschen wehren», beschreibt die ARD ihrem Publikum die Bedrohungslage. «Die Verteidigung der Demokratie ist wichtig», schärft das ZDF seinem Publikum die Bedrohungslage ein.

Die Öffentlich-Rechtlichen sprangen damit auf den aktuellen Polit-Modetrend auf. Hunderttausende gingen unter dem Motto «Demokratie verteidigen» in Deutschland auf die Strasse und demonstrierten «gegen rechts». Rechts ist in ihren Augen bereits jeder, der in seiner Laube einen Gartenzweig mit Deutschlandfahne stehen hat.

Wenn die Post abgeht, sind natürlich auch die privaten Medienhäuser dabei. «Die Demokratie ist in Gefahr», erkannte die *Zeit*. «Demokratie in Gefahr» titelte der *Spiegel* und gab Anleitung zur «Demokratie-Verteidigung».

Schön. Betrachten wir darum einmal, was hier «verteidigt» werden soll.

Die Demokratie der Deutschen besteht auf Bundesebene darin, dass sie alle vier Jahre wählen können. Dazu dürfen sie zwei Kreuze machen, eines hinter einem Direktkandidaten und eines hinter einer Partei. Die Registrierung im Wahllokal, inklusive Anfertigung von zwei Kreuzen, dauert fünf Minuten.

Dann haben die deutschen Bürger in ihrer Demokratie vier Jahre lang nichts mehr zu sagen.

Sie haben nichts zu sagen, wenn ihre Regierung, wie zuletzt, die Steuern erhöht. Sie haben nichts zu sagen, wenn die Regierung, wie zuletzt, die Strompreise in die Höhe schraubt und damit die Industrie nach unten stösst. Und sie haben erst recht nichts zu sagen, wenn sich ihre

Die Bürger haben zu schweigen in der Demokratie. Darüber sind sich auch die deutschen Medien einig.

Abgeordneten, wie zuletzt, eine rekordhohe Anhebung ihrer Politikersaläre gönnen.

Man kann sich also fragen: Warum wollen alle eine Demokratie verteidigen, in der sie nichts zu sagen haben?

Es gibt kaum eine andere Verfassung, die das eigene Volk derart entmündigt wie das deutsche Grundgesetz. «Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus», steht darin. Das ist eine leere Floskel. Die Bundespolitik erlaubt keine Volksrechte wie das Initiativrecht und das Referendum.

Mit dieser Angst vor dem Bürger steht Deutschland einsam da. In Italien etwa gab es in diesem Jahrhundert 27 Volksabstimmungen, wie etwa über den Bau neuer Atomkraftwerke. Die Österreicher stimmten unter anderem über die obligatorische Wehrpflicht ab. In Irland hob ein Volksentscheid das Abtreibungsverbot auf. Die Briten entschieden über den Brexit, die Franzosen und die Holländer über den EU-Vertrag.

Listen wir mal die europäischen Länder auf, in denen die Bürger nicht nur simple Kreuze machen dürfen, sondern wo man sie auch für fähig hält, über Sachfragen zu urteilen.

Seit dem Ende der Sowjetunion gab es Volksabstimmungen in folgenden Nationen Europas: Albanien, Andorra, Bosnien-Herzegowina, Dänemark, Estland, Finnland, Frankreich, Griechenland, Grossbritannien, Irland, Island, Italien, Kroatien, Lettland, Litauen, Luxemburg, Malta, Mazedonien, Moldau, Montenegro, Niederlande, Norwegen, Österreich, Polen, Portugal, Rumänien, San Marino, Serbien, Schweden, Schweiz, Slowakei, Slowenien, Spanien, Tschechien, Ukraine, Ungarn, Zypern.

Ein Land fehlt auf der Liste der Demokratie, das Entwicklungsland Deutschland.

Nirgendwo sonst hat die Demokratie einen derartigen Horror vor dem eigenen Volk. Wenn Bundeskanzler Olaf Scholz von den Roten wie Vizekanzler Robert Habeck von den Grünen neuerdings unablässig zur «Verteidigung der Demokratie» aufrufen, ist es eine spezielle Demokratie, die sie erretten wollen. Sie verteidigen eine Demokratie, die der hohen Politik eine absolute Gewalt zuteilt und das Volk aussperrt – ausser alle vier Jahre für fünf Minuten.

Die Bürger haben zu schweigen in der Demokratie. Darüber sind sich auch die deutschen Medien einig. Eine direkte Demokratie mit Volksabstimmungen, warnt etwa die *Welt*, wäre «untauglich und sogar gefährlich». Die *Süddeutsche Zeitung* wiederum weiss: «Bürgerentscheide taugen nicht für die Bundesrepublik.» Und der *Spiegel* sekundiert: «Warum mehr direkte Demokratie nicht die Lösung ist.»

Und so kämpfen die Medien für die Verteidigung der Demokratie – oder zumindest dessen, was sie für Demokratie halten.

Jugend ohne Sex

Enthaltsamkeit nimmt in Frankreich rapide zu. Dafür konsumieren fast alle Pornografie. Die Philosophin Thérèse Hargot ruft jetzt zum Kreuzzug gegen die «harte Droge» auf.

Jürg Altwegg

Die Franzosen haben keinen Sex mehr, ganz besonders die Jungen. 43 Prozent der 18- bis 25-Jährigen waren im vergangenen Jahr abstinente – fünfmal mehr als vor zwanzig Jahren. Eine «sexuelle Regression» wird beklagt, von einer «sexuellen Gegenrevolution» ist die Rede. Präsident Emmanuel Macron hat auch zur «demografischen Aufrüstung» aufgerufen. Das Thema beschäftigt die Öffentlichkeit.

Zu reden gibt die Sexologin und Philosophin Thérèse Hargot. Gegenwärtig ist die rhetorisch beschlagene Blondine aus Belgien mit ihrem neuen Buch auf allen Kanälen präsent. «Tout le monde en regarde (ou presque): Comment le porno détruit l'amour» – Jeder schaut sie sich an (oder fast jeder): Wie Pornos die Liebe zerstören.

Das Buch hat sie einer Tragödie in ihrem Leben abgerungen: der Trennung von ihrem zweiten Ehemann. Aber nicht als Sektenpredigerin tritt sie auf, sondern als mutige Jeanne d'Arc eines Kampfs gegen die Jahrhundertplage Pornografie: Für die ungläubige Katholikin und Philosophin ist sie ein Totalitaris-

«Das Verhalten und die Vorstellungen der Frauen werden von der Pornografie geprägt.»

mus, der den Geschlechtstrieb der unreifen Menschen instrumentalisiert, um sie in ihrer Unmündigkeit einzuschliessen und als Konsumenten zu versklaven. Der Kampf, sagt sie, findet im Kopf statt. Die Flut der Pornografie will sie mit Bezahlschranken eindämmen.

Weltwoche: Frau Hargot, nach vielen Kontroversen und Anfechtungen scheint Frankreich

Ihnen zu Füssen zu liegen. Man liebt Sie, weil Sie kein Blatt vor den Mund nehmen und auch sehr freimütig über Ihre eigenen Schwächen, Ihre Verletzlichkeit und Ihre Schicksalsschläge reden.

Thérèse Hargot: Ich bin keineswegs so sicher, dass man mich in Frankreich liebt und akzeptiert. Ich vertrete Ansichten, die immer irgendwie anecken.

Weltwoche: Fühlen Sie sich angefeindet?

Hargot: Ja. Bei den Konservativen ecke ich an, weil ich geschieden bin, obwohl ich für die Liebe und die Treue kämpfe. Man wirft mir vor, dass meine beiden Ehen in die Brüche gingen. Ich werde moralisch verurteilt. Und die Neofeministen hassen mich sowieso.

Weltwoche: Die *Libération* hatte Sie vor wenigen Jahren voller Sympathie als Sektenführerin in spe porträtiert. Glauben Sie eigentlich an Gott?

Hargot: Den Glauben habe ich im Alter von fünfzehn Jahren verloren. Als Philosophin weiss ich, dass die Menschen Gott geschaffen haben. Sie brauchen ihn. Umgekehrt ist das nicht der Fall. Ich kämpfe für seine Sache. Nicht immer erfolgreich, aber ich tue mein Bestes.

Weltwoche: Sie sind ein Kind tiefgläubiger Katholiken und haben, wie Sie in Interviews einräumen, das Beten und das Leben nach den Regeln der Religion als erdrückend empfunden.

Hargot: Ich stehe zu meinen katholischen Wurzeln. Wegen meiner Familiengeschichte fühle ich mich ein bisschen gespalten. Ich hatte manchmal das Gefühl, in einer Sekte aufzuwachsen. Meine Eltern waren mit anderen Menschen sehr generös. Wir hatten ständig Leute, die bei uns wohnten. Obdachlose, schwangere Frauen aus schwierigen Verhältnissen. Während der ersten 39 Jahre meines Lebens hatte ich den Eindruck, dass mich meine Eltern nicht liebten. Sie sagten es mir nie – das

hätte ich gebraucht. Wenn man kein Reservoir an Liebe hat, ist das Leben hart. Von daher rühren meine Fehler und Defizite.

Weltwoche: Sie beschreiben die Mechanismen der Pornografie und die Schäden, die sie anrichtet. Sie verändert das menschliche Verhalten. Frankreich war das Land der Liebe, in der die Beziehungen der Geschlechter auch nach #MeToo einigermaßen harmonisch zu verlaufen schienen. Das ist zu Ende. Sie präsentieren eine erschreckende Bilanz.

Hargot: Laut einer Studie des Meinungsforschungsinstituts Ifop haben 43 Prozent der Jugendlichen zwischen 18 und 25 Jahren keine sexuellen Beziehungen. Das sind fünfmal mehr als vor zwanzig Jahren. Es gibt andere Erhebungen mit ähnlichen Resultaten. Der Realität hinter diesen Statistiken begegne ich jeden Tag in meiner Praxis. Die Jungen haben keinen Sex mehr. Aber 82 Prozent der Befragten im Alter zwischen 18 und 30 Jahren konsumieren regelmässig Pornografie. Davon handelte schon mein Buch «Sexuelle Freiheit aufgedeckt». Sie sind heute erwachsen.

Weltwoche: Und jetzt kommen sie zu Ihnen in die Therapie.

Hargot: Die Leute kommen zu mir, wenn sie merken, dass sie ein Problem haben, das mit Pornografie und Prostitution zu tun hat, von der sie abhängig sind. Bis es so weit ist, haben sie möglicherweise jahrelang Sexfilme konsumiert, Prostituierte aufgesucht und sich nichts dabei gedacht. Gerade war ein junger Mann hier, der pornosüchtig ist. Er hatte eine Partnerin, die er liebte, aber er leidet an sexuellen Störungen. Er will von seiner Sucht wegkommen.

Weltwoche: Was raten Sie ihm?

Hargot: Er muss sich bewusst werden, was die Pornografie mit ihm anrichtet. Das Wichtigste findet im Kopf statt. Es geht darum, sein

Leben wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Das klingt manchmal etwas altmodisch, aber es geht nicht anders. Jede Abhängigkeit entsteht aus einem Unbehagen, das ebenfalls ergründet werden muss.

Weltwoche: Wie gehen Sie die Pornografie in den Schulen an?

Hargot: Von dreizehnjährigen Mädchen werde ich gefragt, was ich von einem Dreier halte. Halbwüchsige Buben sagen mir: «Madame, es ist so viel einfacher, sich einen Porno reinzuziehen, als ein Mädchen zu erobern.» Das alles bekomme ich regelmässig zu hören. Aber auch: «Madame, wenn das Mädchen nein sagt, meint es doch ja, will es aber nicht zugeben.» Genau so wird es in den Pornos dargestellt. Diese bestehen zu 90 Prozent aus Gewaltszenen. Weil sie sich so daran gewöhnt haben, stehen die Männer vor einem neuen Problem: «Die Frauen, denen ich in der Realität begegne, machen mich nicht scharf.» Klar – sie werden an den Pornodarstellerinnen mit ihren operierten Körpern gemessen. Ich versuche, ihnen das alles deutlich zu machen.

Weltwoche: Konsumieren auch Frauen Pornografie?

Hargot: Und wie! Die Pornografie wird zwar hauptsächlich für ein männliches Zielpublikum produziert, aber die Frauen wollen wissen, was sich die Männer anschauen. Sie

«Pornografie ist für die Überwachung und Disziplinierung des Volkes viel effizienter als die Polizei.»

werden genauso von ihr abhängig, die Auswirkungen sind die gleichen: das Verhalten und die Vorstellungen der Frauen werden von der Pornografie geprägt. Sie verdirbt das sexuelle Begehren. Es handelt sich hier um eine sehr gefährliche Entwicklung mit schlimmen Folgen für das Zusammenleben der Geschlechter und den Zusammenhalt der Gesellschaft.

Weltwoche: Sie bezeichnen die Pornografie als «Opium des Volks», so hatte Karl Marx die Funktion der Religion beschrieben.

Hargot: Die Pornografie ist eine harte Droge. Es geht nicht einfach um den schnellen Lustgewinn. Wir wissen, dass sie im Hirn ähnlich funktioniert wie Drogen und die gleichen Auswirkungen hat: Die Dosis muss erhöht werden. Diese Droge wird benutzt, um in unseren Gesellschaften die Menschen zu kontrollieren. Alexander Solschenizyn hat gesagt, dass die Pornografie für die Überwachung und Disziplinierung der Bevölkerung sehr viel effizienter sei als die Polizei.

Weltwoche: Das könnte auch Michel Foucault gesagt haben.

Hargot: In der Tat. Die Pornografie formatiert unsere Vorstellungen und unser Verhalten. Sie stoppt die Entwicklung des jungen



«Opium des Volks»: Sexologin Hargot.

Menschen auf der Stufe der Triebe. Wir, die Erwachsenen, müssten den Kindern und Jugendlichen vermitteln, wie man die Emotionen reguliert, die Triebe in den Griff bekommt und ihre Befriedigung hinauszögern kann. Der Hunger wird nicht beim geringsten Anzeichen sofort gestillt. Wenn sich ein Gefühl des Zorns einstellt, darf man nicht gleich zuschlagen. Man nennt das Erziehung.

Weltwoche: Aber die Erwachsenen, das zeigen Sie in Ihrem neusten Buch, werden inzwischen ebenfalls von der Pornografie konditioniert.

Hargot: Die Pornografie reizt den Sexualtrieb, es ist schwer, ihm nicht nachzugeben. Bei den Jugendlichen prägt sie die Beziehung zur Sexualität. Bei vielen Erwachsenen haben wir es heute mit unreifen Personen zu tun, deren Beziehung zur Sexualität ausschliesslich triebgesteuert ist. Sie bestimmt ihr Konsumverhalten. Man kauft heute nicht mit dem Kopf, sondern mit dem Geschlecht. Jogurts, Ferien auf Mauritius, Autos werden nach diesem

«Erotik ist eine Voraussetzung für ein erfülltes Sexleben, die Pornografie zerstört es.»

Prinzip des versprochenen Lustgewinns erworben. Die Pornografie ist der Schrittmacher der Konsumgesellschaft.

Weltwoche: Mit politischen Folgen?

Hargot: Die Pornografie geht mit ihrer Transgression der Normen und Verbote immer weiter. Die Grenzen verwischen. Es geht gar nicht so sehr darum, dass man in der Wirklichkeit das nachmachen will, was man in der Sexszene gesehen hat, auch wenn dieser Aspekt nicht vernachlässigt werden darf. Die Pornografie bringt uns dazu, die Hemmschwellen zu überschreiten und den Trieben umgehend nachzugeben.

Weltwoche: Sie bestehen auf dem Unterschied zwischen Pornografie und Erotik.

Hargot: Die Erotik ist eine Voraussetzung für ein erfülltes Sexleben, die Pornografie zerstört es. Aber auch diese Unterschiede verschwimmen zusehends. Die Erotik war ursprünglich eine Produktion der Kunst, man findet sie in den Museen: Gemälde, Skulpturen, Fotografien. Auch Musik kann erotisch sein und die Sehnsucht anregen. Diese Kunst ist Ausdruck der fleischlichen Lust, es geht um eine Ästhetisierung. Die Pornografie ist ausschliesslich auf den Profit ausgerichtet. Seit es das Internet gibt, ist sie gratis. Ich plädiere dafür, sie hinter Bezahlschranken zu verbannen.

Weltwoche: Wie beurteilen Sie das Phänomen der Transsexualität? Ist es eine Mode, eine gesellschaftspolitische Tendenz, die auf die Auflösung der Geschlechter hinausläuft?

Hargot: Die Schulen können sich der Transsexualität nicht mehr entziehen. Es gibt immer mehr Jugendliche, die ihr Geschlecht ändern wollen. Warum, ist schwer zu sagen. Aber wir wissen, seit wann das so ist: seit dem Covid-Lockdown. Es gibt ein Vorher und ein Nachher. Diese Zäsur ist empirisch belegt. Ich habe diese Beobachtung auch in den Schulen und in meiner Praxis gemacht.

Weltwoche: Warum ist Ihnen das, was die konservativen Moralisten von Ihnen denken mögen, nicht einfach egal? Sie haben Erfolg, Ihr Buch ist von gesellschaftspolitischer Brisanz – und das wird von Ihren Gegnern anerkannt.

Hargot: Das hat zweifellos mit den Defiziten meiner Jugend zu tun. Mit meinem Anspruch, dem Bild der «perfekten Frau» zu entsprechen. Mein bürgerlicher Lebensstil ist eine Reaktion auf meine Herkunft in Brüssel. Um in Einklang mit meinen Ideen zu leben, müsste ich Paris verlassen und auf dem Land wohnen. Ich stelle hohe Anforderungen an mich selbst. Im Fernsehen trete ich als Anwältin der Liebe und eines Ideals auf, an dem ich gescheitert bin. Natürlich weiss ich, dass der beste Krebspezialist selbst Krebs bekommen kann. Ich mag als Expertin für die Liebe noch so gut sein, leider ist das

keine Garantie für eine glückliche Beziehung. Für mich ist das sehr schmerzhaft, weil ich zu tiefst an das, was ich den Leuten sage, glaube. Ich identifiziere mich total mit meinem Engagement. Doch für mein Privatleben hat sich mein Beruf, der eine Berufung ist, als Belastung erwiesen. Die Kraft, die es mir erlaubt, die Krisen zu überleben, beziehe ich aus der Mutterschaft. Eigentlich ist sie mein grosses Thema: das grosse Glück der Geburt.

Weltwoche: Alle tun es. Sie auch, schauen Sie auch Pornos?

Hargot: Nein. Nie und nimmer. Als Minderjährige war ich nie irgendwelcher Pornografie ausgesetzt. Ich entdeckte sie als Leserin philosophischer Werke, ich studierte bei einer italienischen Philosophin, die sich damit beschäftigte. Und natürlich habe ich es als Sexologin permanent mit ihr zu tun. Aber sie übt auf mich keinen Reiz aus. Ich war und bin intellektuell gegen sie gefeit. Ich bin gegen jegliche Form von Pornografie immun und kann deshalb völlig unvoreingenommen über sie reden.

Weltwoche: Und die Masturbation?

Hargot: Von ihr habe ich eine sehr nuancierte Vorstellung. Man bringt sie viel zu oft mit der Pornografie in Zusammenhang, wahrscheinlich aus religiösen Gründen. Ich halte das für einen grossen Irrtum. Auch hier ist die Unterscheidung von fundamentaler Bedeutung. Die Pornografie ist eine auf Profit ausgerichtete Industrie. Die Masturbation ist eine Möglichkeit, über die wir verfügen, um uns Lust zu verschaffen.

Weltwoche: Diese Lust wurde von der Kirche bekämpft.

Hargot: Man muss die Pornografie verbannen, ohne auf die Masturbation zu verzichten. Ich halte die Selbstbefriedigung für eine sehr natürliche und bereichernde Sache. Schon kleine Kinder masturbieren, um Spannungen abzubauen. Sie entdecken, dass der Körper Lust verspüren kann. Sie erkunden ihn. Bei den Jugendlichen kommen die sexuellen Gedanken hinzu. Auch als Erwachsener kann man sich ihr hingeben, sie ist eine durchaus legitime Form, die eigene Sexualität bewusst zu leben. Problematisch wird es, wenn sie zur Sucht wird. Zum Mittel, zu dem man greift, wenn man sich gestresst fühlt, Müdigkeit, Zorn, Frust, Angst empfindet. Das Lustempfinden führt zu einer vorübergehenden Entspannung. Die Ursache aber bleibt. Die Pornografie bewirkt, dass eine Abhängigkeit entsteht, die immer stärker wird. Sie steuert die Selbstbefriedigung, ohne die sie nicht existiert. Sehr viel schöner, befriedigender ist es, wenn man ohne pornografische Vorlage masturbiert und der eigenen Fantasie freien Lauf lässt.



„Und für Mundgeruch haben wir zum Schutz des Personals eine spezielle Fernbehandlung entwickelt...“

Thérèse Hargot: Tout le monde en regarde (ou presque): Comment le porno détruit l'amour. Albin Michel, 2024.

Swisscom des Grössenwahns

Der staatlich kontrollierte Telekomriese will in Italien einen Milliardenkonzern kaufen. Das Management verliert seinen Auftrag aus dem Blick.

Rico Kutscher

Der Bundesrat müsste mit dem Management des Swisscom-Konzerns sofort ein ernsthaftes Wörtchen reden. Gerade hat die Swisscom-Führung bekanntgegeben, sie wolle in Italien das gesamte Geschäft des Telekomanbieters Vodafone für acht Milliarden Euro übernehmen. Die Transaktion sei zwar noch nicht in trockenen Tüchern, hiess es beschwichtigend. Doch im Communiqué der Vodafone-Seite steht, dass die exklusiven Verhandlungen sehr weit fortgeschritten seien und sich der Verkäufer zuversichtlich über den Abschluss der Transaktion gebe.

Wörtchen des Bundesrats

Es hagelt Kritik von links bis rechts am neuen Auslandabenteuer der Swisscom. Die zuständigen Kommissionen in National- und Ständerat lassen gar das Management antraben, um sich das Vorgehen erklären zu lassen. Schliesslich muss die Eidgenossenschaft mit ihrem 51-Prozent-Anteil an Swisscom für die Risiken mit Steuergeld geradestehen.

Und warum ist ein Wörtchen des Bundesrats nötig? In den strategischen Vorgaben 2022 bis 2025 für den Staatsbetrieb legte die Landesregierung klipp und klar fest, dass Swisscom

Mit dem Milliardenzukauf würde sich die Schweiz beträchtliche politische Risiken aufhalsen.

keine Beteiligungen an Telekommunikationsgesellschaften im Ausland eingehen darf, wenn deren Tätigkeit den Charakter eines Grundversorgungsauftrags hat.

Swisscom hatte in Italien bereits 2007 mit dem Zukauf des Mailänder Breitbandbetreibers Fastweb für über sieben Milliarden Franken eine Akquisition getätigt, die Milliarden verschlang. Nun heisst es, mit dem Zukauf des Vodafone-Geschäfts in Italien, das allein auf 23,5 Millionen Haushalte beim Breitbandinternet komme, würde Swisscom insgesamt zur Nummer zwei im italienischen Markt aufsteigen. Das liefe aber klar auf die Erbringung

von Grundversorgungsleistungen im südlichen Nachbarland hinaus, was die Swisscom laut Bundesrat nicht dürfte. Zudem stand bereits im Swisscom-Geschäftsbericht 2023 zu lesen, man sei mit Fastweb für zahlreiche staatliche Institutionen tätig, was stark nach Basisversorgung klingt.

Mit dem Milliardenzukauf würde sich die Schweiz also beträchtliche politische Risiken aufhalsen. Was wäre, wenn es zu einem Totalausfall der Nummer zwei im Markt käme? Zudem kann die Swisscom bei der Finanzierung der neuen Milliardenübernahme nicht einmal die Vorgaben des Bundes zur Verschuldung einhalten. Dies birgt ein weiteres Risiko für den Staat.

Wie sieht das Vorhaben aus rein wirtschaftlicher Sicht aus? Auf den ersten Blick scheinen Akquisitionen von Swisscom im Ausland angesichts der Marktsättigung in der Schweiz sinnvoll zu sein, da sie es dem Telekomkonzern ermöglichen, breiter in Dienstleistungen zu diversifizieren und neue Märkte zu erschliessen. Aber Fastweb war ein Milliardengrab, allein mit dem Wertzerfall des Euro verlor das Staatsunternehmen laut Schätzungen rund zwei Milliarden Franken. Hinzu kamen milliarden schwere Abschreibungen.

Für den neuen Expansionsversuch kann man der Swisscom das Argument zugutehalten, sie wolle in Italien die Konkurrenz von Iliad um den französischen Milliardär Xavier Niel austechen, die ebenfalls an Vodafone Italien interessiert war und in der Schweiz mit ihrem Engagement beim Swisscom-Konkurrenten Salt aktiv ist.

Kritiker argumentieren hingegen, dass die Swisscom immer wieder überbewertete Unternehmen erwerbe, die langfristig nicht rentabel seien. Im höchst kompetitiven und margschwachen Telekommarkt Italien müsse eine Swisscom das Geschäft nicht noch ausbauen, bemängelten Analytiker. Erinnert wird auch daran, dass der Bundesrat 2005 dem Schweizer



Staatsbetrieb die Übernahme der irischen Eircom verboten habe, die dann später prompt untergegangen sei.

Ein Blick in den Jahresabschluss 2023 der Swisscom zeigt obendrein, dass das Management um CEO Christoph Aeschlimann und Verwaltungsratspräsident Michael Rechsteiner kaum Spielraum für solch gewaltige Transaktionen hat. In den Swisscom-Büchern stehen nämlich noch 5,2 Milliarden Franken Goodwill, also Werte, bei denen der Telekomkonzern in der Vergangenheit mehr Geld für Zukäufe auf den Tisch gelegt hatte, als letztlich Werte in die Bilanz kamen. Diese «Luft» macht in den Büchern noch über 20 Prozent der Bilanzsumme aus. Allein auf den Goodwill-Bewertungen bei Fastweb von 1,6 Milliarden Franken droht weiterer Abschreibungsbedarf, falls die unterstellten Wachstumsziele sowie Finanzannahmen nicht eintreten.

Netzausfälle in der Schweiz

Darüber hinaus könnten solche Akquisitionen der Swisscom auch zu einer Verschlechterung der Qualität ihrer Dienstleistungen im Inland führen, da Integration und Verwaltung der erworbenen Beteiligungen in grossem Umfang Ressourcen und Aufmerksamkeit absorbieren. Bereits in seinem Bericht 2022 zur Zielerfüllung hatte der Bundesrat moniert, dass Swisscom drei komplette Netzausfälle in der Schweiz zu verzeichnen hatte, bei denen einmal sogar die Notfallnummern betroffen waren. Swisscom hatte schon vorher, im Jahr 2020, zusichern müssen, mehr gegen die Risiken grossflächiger Netzausfälle in der Grundversorgung zu tun – offensichtlich ohne den anvisierten Erfolg.

Rico Kutscher ist Betreiber der Wirtschafts-News-Plattform muula.ch

Weidmanns Wahrheiten tun weh

Mit einer starken Rede gegen Antisemitismus schlug Tobias Weidmann die Linken in die Flucht. Wer ist der Zürcher SVP-Politiker, der plötzlich im Rampenlicht steht?

Marcel Odermatt

Bis Anfang dieser Woche war der Name Tobias Weidmann nur Politik-Insidern bekannt. Seine Rede im Zürcher Kantonsrat nach dem Terroranschlag eines muslimischen Jugendlichen auf einen jüdischen Menschen hat ihn auf einen Schlag ins Rampenlicht gerückt. Seine Aussage, dass «Antisemitismus 2024 nicht von rechts, sondern entweder von Seiten der antikapitalistischen Linken – die ihren Antisemitismus heuchlerisch als «Israelkritik» kaschiert – oder aus oftmals muslimisch geprägten Migrantenmilieus» komme, war für die Linken zu viel. Aus Protest verliessen SP und Grüne den Saal. Auch die nationalen Medien berichteten darüber.

Vater, Unternehmer, Offizier

Wer ist dieser bislang unbekannte Zürcher Politiker, der einen solchen Wirbel auslöste? Weidmann gehört mit seinen 41 Jahren zur jüngeren Generation von SVP-Vertretern. Trotzdem könnte sein Lebenslauf auch von einem bürgerlichen Politiker stammen, der eine oder gar zwei Generationen älter ist: Familienvater, Unternehmer, Offizier, Parlamentarier.

Der heutige Fraktionspräsident der Zürcher SVP absolvierte an der HSG einen Bachelor in Business Administration und einen Master in Banking and Finance. 2013 gründete er mit

Es entspricht seinem Naturell, dass er nach dem Eklat wieder auf die anderen Parteien zugehen will.

einem Studienkollegen ein Start-up im Bereich IT und Finanzdienstleistung. Er hat mit seiner Frau Andrea vier Kinder (11, 9, 6 und 2). Die Historikerin unterrichtet in einem 50-Prozent-Pensum Geschichte und Staatskunde an der Kantonsschule Büelrain in Winterthur.



Stockers Nachfolger? Kantonsrat Weidmann.

Dort lernten sich die beiden als Teenager, die die gleiche Klasse besuchten, kennen.

Zudem ist der Parlamentarier ein Milizoffizier im Range eines Hauptmanns und hatte die Funktion eines Kommandanten einer Batterie. Einen gewichtigen Unterschied zur Vergangenheit gibt es aber: Weidmann betont, dass er und seine Ehepartnerin «die Aufgaben mit den Kindern sehr partnerschaftlich aufteilen».

Auf dem falschen Fuss erwischt?

Im Kantonsrat gilt Tobias Weidmann als kompromissbereit, umgänglich und kollegial. Gut möglich, dass SP und Grüne von der angriffigen Rede auf dem falschen Fuss erwischt wurden und deshalb die Nerven verloren. In

der SVP wird der Hobbyläufer längst als grosses Versprechen für die Zukunft gehandelt. Parteiintern gilt es als ausgemacht, dass Weidmann in drei Jahren als Regierungsrat kandidieren soll und Nachfolger von Ernst Stocker werden könnte. 2023 wollte der SVP-Finanzdirektor eigentlich zurücktreten. Weil die SVP Angst hatte, den Sitz zu verlieren, bekniete man Stocker, sich nochmals zur Verfügung zu stellen.

Es war der Vorgänger von Weidmann als Fraktionschef, der heutige Nationalrat Martin Hübscher, der als möglicher Bewerber gehandelt wurde, dann aber verzichtete. Mit dem vielseitigen Weidmann aus Hettlingen im Zürcher Weinland glauben jetzt viele, einen aussichtsreichen Nachfolger für Stocker ausgemacht zu haben. Als Finanzexperte wäre er zudem prädestiniert für das Amt des Säckelmeisters im grössten Kanton der Schweiz.

Termin in Bern

Es entspricht seinem Naturell, dass er nach dem Eklat wieder auf die Exponenten der anderen Parteien zugehen will. Mit den Grünen hat er sich bereits zusammengesetzt. Weidmann:

«Mir ist wichtig, dass wir im Kantonsrat bei allen Meinungsverschiedenheiten gut zusammenarbeiten können.» Gleichzeitig betont er, dass die Reaktionen auf seinen Auftritt in der Öffentlichkeit durchaus positiv ausfielen. «Ich habe bis auf wenige Ausnahmen fast ausschliesslich zustimmende Zuschriften erhalten», hält er fest.

Von Tobias Weidmann dürfte in der Zukunft noch viel zu hören sein. Er hat auf jeden Fall alle Voraussetzungen, um sich rasch einen Namen zu machen, auch im Bundeshaus. Am Dienstagabend reiste er nach Bern, um an einer Sitzung – geleitet vom Fraktionschef der Bundesparlamentarier, Thomas Aeschi – teilzunehmen. Für Gesprächsstoff ist also weiterhin gesorgt.

DOKUMENTATION

Tobias Weidmanns Rede im Zürcher Kantonsrat am 4. März 2024

«Der brutale Mordanschlag auf einen jüdisch-orthodoxen Mitbürger [...] hat weitherum für Entsetzen gesorgt und wird zu Recht von allen Seiten verurteilt. Auch wir sind erschüttert und wünschen dem Opfer [...] rasche Genesung und viel Kraft. Der Vorfall stellt einen vorläufigen Tiefpunkt einer Entwicklung dar, die sich bereits seit Jahren abzeichnet und die sich seit Ausbruch des Gaza-Krieges [...] massiv zugespitzt hat. Knapp achtzig Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs ist Antisemitismus in unseren Breitengraden also wieder aktuell. Zwar werden Übergriffe auf Jüdinnen und Juden jeweils von allen Parteien und Medien pflichtschuldig verurteilt. Die immergleichen Bekundungen gegen Judenhass haben aber etwas Heuchlerisches, denn sie werden stets mit verschlossenem linkem Auge vorgetragen.

Jeder weiss es, jeder sieht es, aber kaum jemand sagt es: Antisemitismus 2024 kommt nicht von rechts, sondern entweder von Sei-

ten der antikapitalistischen Linken – die ihren Antisemitismus heuchlerisch als «Israelkritik» kaschiert – oder aus oftmals muslimisch geprägten Migrantenmilieus. Es ist offensichtlich: Mit dem völlig aus dem Ruder laufenden Asylchaos importieren wir teilweise eine ganz neue Generation von Antisemiten. Viel zu oft kamen in der Vergangenheit Menschen in unser Land, die unsere westlich-liberalen Grundwerte nicht teilen [...] Damit wir uns richtig verstehen: Antisemitismus ist [...] auch ein gesamtgesellschaftliches Problem, tief im Gewebe unserer abendländischen Kultur verankert, lager- und schichtenübergreifend. Dennoch trägt der heutige Antisemitismus meist keine Springerstiefel, sondern Arafat-Tuch oder Che-Guevara-T-Shirt.

Was zum Bild passt: Laut Medienberichten soll der mutmassliche Täter vor seiner Tat «Allahu akbar» gerufen haben. Selbst wenn noch nicht alle Informationen [...] bekannt sind: Es dürfte allen klar sein, dass es sich beim Täter nicht um einen pöbelnden Neonazi gehandelt

hat. Vielmehr dürfte sich der jugendliche Täter von der insbesondere in der linken Stadt Zürich herrschenden antiisraelischen, judenfeindlichen Grundstimmung angestachelt gefühlt haben.

Man darf sich halt nicht wundern: Wenn an der Demo am Nachmittag antisemitische Slogans wie «From the river to the sea» gerufen werden, fallen beim einen oder anderen die Hemmungen, am Abend Jagd auf jüdische Mitbürgerinnen und Mitbürger zu machen. Solange die vermeintlich «Toleranten» [...] es nicht übers Herz bringen, die wahren Urheber des heutigen Antisemitismus beim Namen zu nennen, sind ihre Verurteilungen und Mitleidsbekundungen nichts weiter als hohle Phrasen. Wir rufen daher alle Bürgerinnen und Bürger der Zivilgesellschaft eindringlich dazu auf, ohne ideologische Scheuklappen jede Form des Antisemitismus zu verurteilen; denn Vorfälle wie derjenige am Samstagabend dürfen in unserem Land nie wieder vorkommen.»

LIVING THE BEST VIEW.



Das rahmenlose Premium-Schiebefenster ermöglicht ein grenzenloses Raumerlebnis voller Licht, Luft und Atmosphäre.

Schweizer Perfektion seit 1886 | [swissfineline.com](https://www.swissfineline.com)


swissFineLine
exclusive frameless windows & doors

Piranha des Volkes

María Corina Machado ist die Schlüsselfigur im Kampf gegen Venezuelas Konkurs-Regierung. Selbst Kollegen finden sie furchteinflössend. Mit Justiztricks versucht man sie kaltzustellen.

Francis Pike

María Corina Machado ist ein politisches Phänomen. Bei den Vorwahlen der venezolanischen Opposition erzielte sie mit 92 Prozent der abgegebenen Stimmen einen haushohen Sieg über neun männliche Konkurrenten und ist nun die zentrale Figur im Kampf gegen die vom Militär gestützte Regierung.

Manche bezeichnen Machado als «Prinzessin des Volkes», zutreffender wäre «Piranha des Volkes». Die 56-Jährige, die sich als rechtskonservativ bezeichnet, ist eine scharfzüngige Politikerin, vor deren Angriffslust niemand sicher ist. Selbst Kollegen aus dem oppositionellen Lager finden sie furchteinflössend.

Ihr Gegner bei den Präsidentschaftswahlen in diesem Jahr ist Nicolás Maduro, der Chef des neomarxistischen Partido Socialista Unido de Venezuela. Maduro kam 2013 an die Macht, nachdem Hugo Chávez, der charismatische Maulheld und einstige Offizier, der 1999 unter dem Beifall der BBC und anderer linksliberaler Medien die «bolivarische Revolution» ausgerufen hatte, an Krebs gestorben war.

Der «Chavismus» ist ein wilder Mix aus Marxismus und Antiimperialismus. Unter Chá-

vez war Venezuela eine Scheindemokratie. Chávez und sein Nachfolger Maduro gingen daran, im Bündnis mit Fidel Castro (Kuba), Daniel Ortega (Nicaragua), Evo Morales (Bolivien) und Rafael Correa (Ecuador) Südamerika im Sinne der «bolivarischen Revolution» umzubauen.

Kampf gegen Armut und Abwanderung

Diese sozialistischen Länder sind gescheitert, aber keines so spektakulär wie Venezuela. Trotz Ölreserven, die pro Kopf 60 Prozent über denen von Norwegen lagen, führte eine Kombination von absurden Subventionen, Verstaatlichung von Privatunternehmen, Bodenenteignung, Finanzhilfen für Kuba und diversen internationalen sozialistischen Projekten sowie ein beispielloses Ausmass an Korruption zu Hyperinflation, wirtschaftlichem Stillstand und Staatsbankrott. Im Unterschied dazu hat Norwegen einen Staatsfonds aufgebaut, der mit einem Vermögen von 1,6 Billionen Dollar der grösste der Welt ist. Das norwegische Pro-Kopf-Bruttoinlandprodukt liegt bei 80 000 Dollar, während Venezuela auf lediglich 14 400 Dollar kommt.

Seit 1999 hat die Armut zu einer Abwanderung von sechs bis acht Millionen Menschen

geführt, etwa 20 Prozent der Bevölkerung. In dieser Situation beschloss Machado, Chávez herauszufordern. 2002 gründete sie, die Ingenieurwissenschaften und Finanzwirtschaft studiert hat, die Organisation Súmate («Mach mit»), die sich für Rechtsstaatlichkeit und freie Wahlen einsetzt.

In einer Live-TV-Sendung bezeichnete sie Chávez als Dieb, und 2018 forderte sie, Chávez abzusetzen und vor Gericht zu stellen. Bei einer Kundgebung mit ihr fielen Schüsse, und

Bei einer Kundgebung mit Machado fielen Schüsse, und sie selbst war wiederholt Ziel von Angriffen.

sie selbst war wiederholt Ziel von Angriffen. Im Gegensatz zu anderen Oppositionspolitikern hat sie stets abgelehnt, ausser Landes zu gehen. Überzeugt (vielleicht allzu überzeugt) von ihrer enormen Popularität, hat sie für Maduro einen gesichtswahrenden Abgang ins Spiel gebracht, mit dem Blutvergiessen vermieden werden könnte. Darauf dürfte Maduro sich nicht einlassen. Machados einziger Trumpf ist die Überlegung, dass die USA Sanktionen verhängen werden, sollte Maduro keine freien Wahlen zulassen.

Bislang ist Machados Strategie nicht aufgegangen. Unter Verweis auf konstruierte Anschuldigungen wurde sie für fünfzehn Jahre von allen öffentlichen Ämtern ausgeschlossen, ein Urteil, das jüngst vom Obersten Gerichtshof bestätigt wurde. Das erinnert an den vormaligen pakistanischen Premierminister Imran Khan, der unter fadenscheinigem Vorwand und mit Hilfe der Biden-Regierung gestürzt wurde.

Die Verhaftung mehrerer namhafter venezolanischer Oppositionspolitiker im Januar hat den Konflikt zusätzlich verschärft. Etwas mehr als neun Monate bleiben noch bis zu den Präsidentschaftswahlen. Alle Beteiligten stehen unter grossem Druck. Börsenspekulanten, aufgepasst!

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Börsenspekulanten, aufgepasst: Oppositionspolitikerin Machado.

Eine zerstörte Mädchenseele mehr

Monatelang missbrauchen siebzehn Migranten in Wien eine Zwölfjährige. Kein Einzelfall, leider.



Das Problem mit nahezu allen sich wiederholenden Tatmustern ist, dass wir gegenüber dem Schrecken mit der Zeit abstumpfen. Nicht weil wir unempathisch sind, sondern weil unsere Psyche das Grauen sonst auf Dauer nicht mehr verarbeiten könnte.

Entscheidend ist auch, ob uns etwas als grosser Aufhänger über mehrere Tage verkauft und von den Medien selbst skandalisiert wird oder ob ein Ereignis nur eine Tagesmeldung von vielen ist und in der Folge nicht mehr vertiefend aufgegriffen wird. Letzteres ist meines Erachtens der wesentliche Grund dafür, warum Hunderttausende Menschen in Deutschland gegen rechts auf die Strasse gehen und niemand gegen die Migration und ihre Konsequenzen. Und die Angst. Die omnipräsente deutsche Angst, als rechts zu gelten.

All diese Gründe zusammen führen in ihrer Summe zu einer fast schon abartigen öffentlichen Gleichgültigkeit gegenüber dem alltäglichen Terror und der Gewalt – insbesondere auch gegenüber Mädchen und Frauen –, die die Zuwanderung seit 2015 zu uns gebracht hat.

Wenn ich von alltäglichem Terror schreibe, meine ich nicht nur die explodierende Zahl von Messerattacken seit 2015, sondern auch das Phänomen der Gruppenvergewaltigung. Zwei davon gibt es jeden Tag in Deutschland, und auch im benachbarten Ausland steht man diesem Phänomen der gemeinschaftlich begangenen Vergewaltigung augenscheinlich ratlos gegenüber.

In Wien missbrauchten gleich siebzehn (!) Jugendliche ein erst zwölfjähriges Mädchen über Monate. Die Täter hatten das Opfer mit

Videomaterial der Vergewaltigungen erpresst. Schlussendlich vertraute sich das Mädchen seiner Mutter an. Die Jungen im Alter von dreizehn bis achtzehn Jahren wurden vernommen. Bei dreien von ihnen handelt es sich um syrische Asylbewerber, der Rest stammt aus der Türkei und Osteuropa. Kein Einziger von ihnen sitzt in U-Haft.

Und auch wenn mittlerweile gern über diese Art von Taten hinweggelesen wird, zeigt sie doch eine neue Qualität. Nicht nur in der An-

Kein Einziger von ihnen hat in all der Zeit sein Gewissen entdeckt und ist ausgeschert.

zahl der Täter und im Alter des Opfers, sondern vor allem auch in der Dauer des Martyriums.

Man muss sich klarmachen: Eine Tat mit einer solch hohen Anzahl an Tatbeteiligten über Monate hinweg geheim halten zu können, setzt ein hohes Mass an Konsens zwischen den Tätern voraus. Heisst: Kein Einziger von ihnen hat in all der Zeit, trotz des Leids des Opfers, sein Gewissen entdeckt und ist ausgeschert.

Sicherlich findet man auch unter deutschen oder österreichischen Jugendlichen einzelne Personen, deren Werte-Setting und Empathiefähigkeit sich aus vielerlei Gründen auf dem Nullpunkt befinden. Die dazu in der Lage sind, schwerste Straftaten, auch gegen die sexuelle Selbstbestimmung, zu begehen. Aber ich lege mich fest und sage, dass man in ganz Österreich, in der Schweiz oder auch in

Deutschland keine einzige Gruppe von siebzehn jungen einheimischen Männern finden würde, die eine solche Tat geschlossen über Monate begeht.

Hier kommen dann eben doch die Faktoren Kultur und Religion ins Spiel, von denen weder naive Gutmenschen noch linke Feministinnen oft etwas hören wollen. Das, was das hohe Mass an Konsens zwischen diesen Jungen erzeugt, ist eben nicht vorrangig das gemeinsame Level an krimineller Energie. Es ist das grundsätzliche, durch ihre Kultur und Religion vermittelte Frauenbild. Vor allem das von uns westlichen, uns «ehrlosen» Frauen, das einen solchen Grad an Verrohung überhaupt erst zulässt.

Wenn wir uns dessen als europäische Gesellschaften wirklich bewusst wären, wenn all das auch nur annähernd eine ähnliche mediale Skandalisierung hervorrufen würde wie ein angebliches Geheimtreffen zur Ausschaffung genau solcher Täter, dann würde vielleicht auch diesbezüglich endlich einmal etwas ins Rollen kommen, das über die obligatorische Ein-Tages-Empörung hinausgeht.

Aber so, wie es derzeit läuft, müssen wir uns als Gesellschaften fragen, was eine zerstörte Mädchenseele in Europa angesichts der allumfassenden Vielfaltsideologie überhaupt noch wert ist und warum uns die Ignoranz eines politischen Spektrums, das sonst immer so tut, als setze es sich als einziges und ganz besonders für Frauenrechte ein, gegenüber solchen Taten nicht mittlerweile genauso erschreckt wie die Kaltschnäuzigkeit der Täter selbst.

Nebenrolle seines Lebens

Auch echte Kerl können sich jetzt hochschlafen, wie der Fall von Super-Bowl-Sieger Travis Kelce zeigt.

Dominique Feusi

Tätschel, tätschel, tätschel, er ist ein guter Junge, er hat ihr brav den Pokal geholt, doch der Hauptgewinn ist sie – und so küsste und so tätschelte sie ihn, und die Einschaltquoten brachen alle Rekorde: 202,4 Millionen, noch nie zuvor hat eine Sendung in den USA ein grösseres Publikum angelockt: «O mein Gott!», sagte sie und tätschelte ihn: «Unglaublich!»

«Märchenkuss nach Super-Bowl-Sieg» schrieb die *Gala*, das Fachblatt für Frauenträume. Doch er ist weit mehr: Der Kuss von

Travis Kelce spielt die zweite Geige wie kein erfolgreicher Mann zuvor.

Taylor Swift, 34, dem derzeit grössten Popstar der Welt, und NFL-Profi Travis Kelce, 34, dem Tight End von Superbowl-Sieger Kansas City Chiefs und derzeit meistbeachteten Anhang der Welt, ist eine Zeitenwende.

Denn was macht eine Frau, die schon ganz oben ist und sich nur runterschlafen kann? Sie braucht einen «Sidekick»-Mann, einen «Begleiter der Protagonistin», einen «Best Supporting Actor». Und Travis Kelce spielt die zweite Geige gerade wie kein erfolgreicher Mann zuvor.

Für alle, die auch 2024 noch googeln: «Does Travis Kelce have more money than Taylor Swift?» Sein Vermögen wird auf 30 Millionen, ihres auf 1,1 Milliarden Dollar geschätzt. Ja, jetzt möchte man ihn auch tätscheln.

WD-40-Spray zum Glück

Und so sah man den Kuss und fragte sich: Wann hatte eine junge Frau jemals so viel Geld und Einfluss? Denn Swift ist längst nicht nur ein Wirtschaftsfaktor, sondern fast ein Fünftel der Amerikaner, so kürzlich eine Umfrage, hält sie für eine «Agentin des Pentagons». Manche auch für eine Hexe. Tja, das passiert, wenn man Frauen in zig Professionen arbeiten lässt. Und so fragen sich momentan die mächtigsten Männer der Welt: Wie kriegt man eigentlich eine/n «Wirtschaftsfaktor/Agentin des Pentagons/Hexe» rum?

«Sie ist unglaublich, sie schreibt die Geschichtsbücher um!», sagte Travis Kelce in einem Interview vor dem Superbowl: «Ich habe ihr versprochen, auch mit ein paar Auszeichnungen nach Hause zu kommen.» Genau so.

«O mein Gott!», Sie wollen schon lange wissen, was Frauen wuschig macht? Zack: «Sie ist unglaublich, sie schreibt die Geschichtsbücher um!» Schmalzig, aber hocheffektiv, Anerkennung ist das altbewährte, aber oft ungenutzte Schmiermittel für die Frauenpsyche, das wortgewordene WD-40-Spray zum Glück. Auch oder gerade wenn sie sehr erfolgreich ist. *Trust me*: Wer das versteht, muss nicht lange flirten, und ab geht's in den Garten.

Und Travis Kelce versteht sich aufs Süssholzraspeln: Er hat Swift vor den Augen der Welt den Superbowl nach Hause gebracht: Da machen die Ovarien eine Prinzenrolle rückwärts. Antiquiert? Wir wohnen, wo alljährlich das Knabenschiesen ist, ich weiss, wie angeknipst



Böser Bube mit Reue-Reflex: Football-Profi Kelce.

Frauen aussehen, wenn er ihr schon nur ein Stofftier geschossen hat und sie's stolz durch die Chilbi trägt.

Der NFL-Profi lässt sich zudem herzeigen, hach, es ist ein Traum. Dieser neue Typ Nebenmann spielt fürs Team und bockt selbst bei Mode nicht rum. Im Gegenteil, diese neuste Partner-Generation kleidet sich gerne extravagant und scheut auch nicht vor Glitzer, Strass und Samt zurück. Denn der neue Nebenmann ist sichtbar. Und dennoch nicht zu dressiert, ein wilder Kerl, der wie Kelce den Trainer anrempelt und es später bereut: «Erst der Rempeler, dann die Reue» schrieb der *Blick*. Ein böser Bube mit Reue-Reflex: Spätestens da haben nicht nur Taylor Swifts Katzen Miau gemacht. Obacht, der Mann spielt momentan die Nebenrolle seines Lebens.

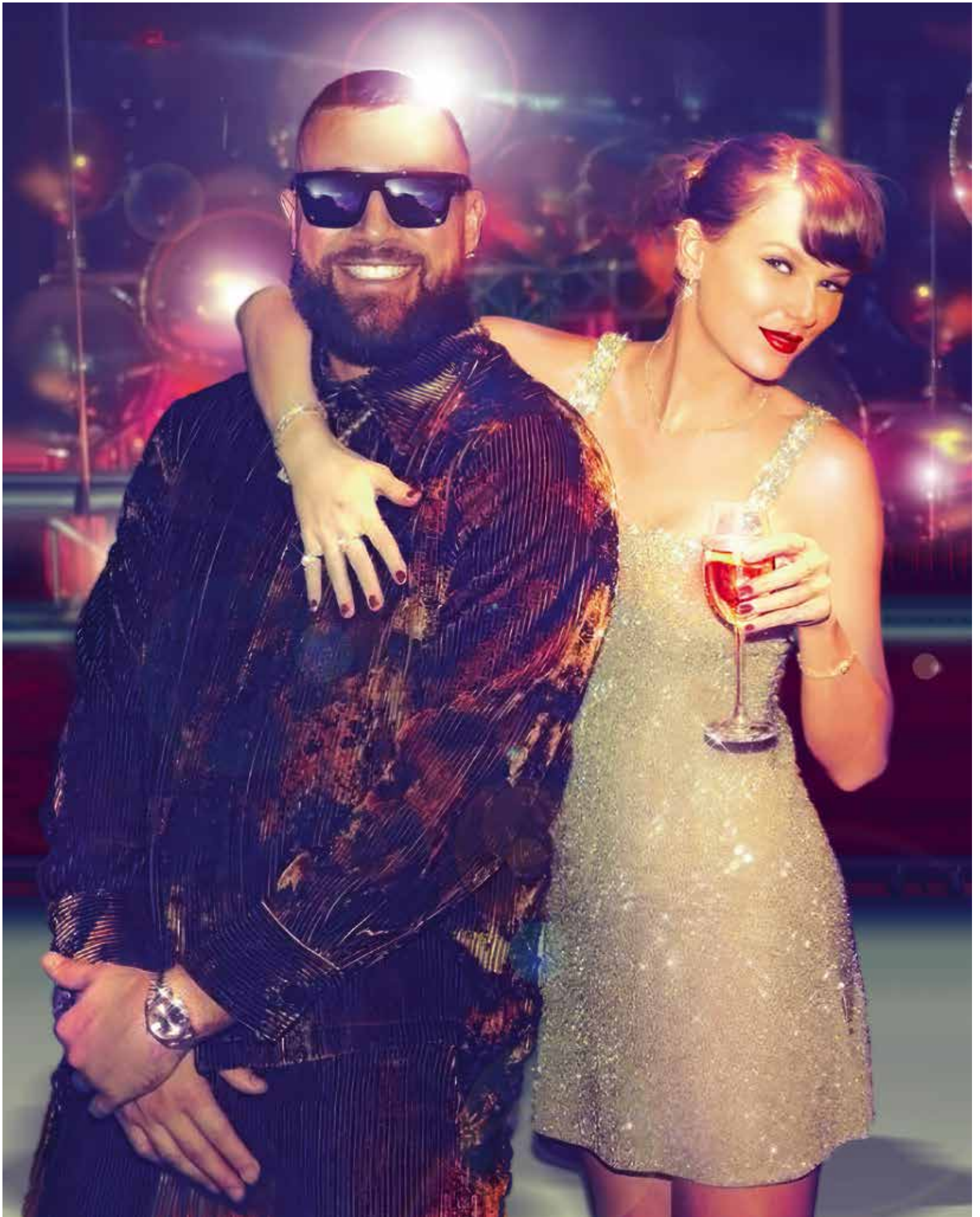
Echte Liebe?

Nun gut, in manchen Momenten wirkt Kelce nicht gerade wie ein Quantenchemiker, aber den hatten wir schon mit Angela Merkels Mann, Dr. Dr. h. c. Sauer, und der war «unscheinbar aus Überzeugung». Und der arme Prinz Philip, der *sidekick* der Queen, wirkte in seiner Rolle als Nebenmann ein Leben lang wie: Prinzgemahl? Ihr könnt mich mal.

Ist Kelce' und Swifts Liebe echt? Sie erschliessen sich gegenseitig hocheffektiv neue Märkte, da erschliesst man vermutlich schnell gegenseitig hocheffektiv neue Gefühle. Wie auch immer: Swift wird ihre Beziehung bald hocheffektiv besingen.

«So it's gonna be forever – Or it's gonna go down in flames», heisst es in ihrem Hit «Blank Space». Für ihn hat sich die Rolle auf jeden Fall bereits ausbezahlt, er ist jetzt weltberühmt: Touchdown, Travis Kelce.

Und er gewinnt fürs Team: ein kleiner Schritt für einen Menschen, aber ein riesiger Sprung für die Männlichkeit. Denn für den heterosexuellen Mann bedeutet das: Die Krise als Chance, auch ein echter Kerl kann sich jetzt hochschlafen. Und dank Taylor Swift träumen nun Millionen von Frauen davon, herzliche Gratulation.



Sprung für die Männlichkeit: Travis Kelce mit Partnerin Taylor Swift.

Weltwoche Nr. 10.24

Bild: Instagram; Bildbearbeitung: Wieslaw Smetek für die Weltwoche

Deutschlands Innenministerin jagt Rentner in der Schweiz

Die Kantonspolizei Zürich durchsucht die Wohnung eines 66-Jährigen – wegen eines Facebook-Posts. Schweizer Politiker sind alarmiert.

Rafael Lutz

Den 19. September 2023 wird Andreas Sengl nicht so schnell vergessen. Schon frühmorgens stehen drei Polizisten vor seiner Haustüre. «Ich dachte, ich sei im falschen Film. In Vollmontur und mit Waffen durchsuchten sie meine Wohnung», erklärt der 66-jährige Schweizer Rentner aus dem Raum Zürich. Die Polizei beschlagnahmte seinen Computer und sein Handy. «Fortan war ich komplett aufgeschmissen. Auch weil ich über kein Festnetz verfüge. Zudem war ich noch krank.»

Stein des Anstosses für den Polizeieinsatz war ein Post, den Sengl am 17. März 2023 auf Facebook geteilt hatte. In diesem war ein Umspannwerk zu sehen mit dem Begleittext: «Kletterspass für Flüchtlinge und Grüne. Viel Spass und bitte nicht drängeln, es kommen alle dran.» Sengl betrachtete das Ganze als Satire. Gar nicht zum Lachen war es den Strafverfolgungsbehörden, die sich in den folgenden Monaten mit dem Post des Rentners befassten.

Erfolgreiche Einsprache

Das deutsche Bundeskriminalamt (BKA), das Innenministerin Nancy Faeser unterstellt ist, gelangte in dieser Angelegenheit am 30. Mai 2023 an das Bundesamt für Polizei (Fedpol). Zuvor hatte Facebook das BKA auf Sengls Post aufmerksam gemacht. Kurz darauf leitete die Zürcher Staatsanwaltschaft See/Oberland ein Verfahren ein. Sengl wird beschuldigt, zu Verbrechen oder Gewalttätigkeit aufgerufen zu haben. Wenige Tage nach der Hausdurchsuchung kommt es zur Einvernahme.

Gegenüber der Polizei erklärt Sengl, dass der Kommentar nicht von ihm stamme. Er habe diesen lediglich geteilt. «Sowie 2232 andere Personen auch», heisst es im Einvernahmeprotokoll, das der *Weltwoche* vorliegt. Auffallend ist gemäss Sengl, dass nur bei ihm eine Hausdurchsuchung stattfand. Am 16. Oktober 2023 wird der Rentner zu einer Busse von 300 Franken verurteilt. Hinzu kommen Verfahrenskosten von 800 Franken.

Dagegen erhob er Einsprache. Mit Erfolg. Kürzlich ist das Verfahren eingestellt worden.

«Der Inhalt des Bildes ist nicht ausreichend konkret, um die Adressaten zu einer bestimmten Handlung zu bewegen», lautet die Begründung in der Einstellungsverfügung, die der *Weltwoche* vorliegt. «Nicht umsonst haben wir in der Verfassung Artikel 16, der die freie Meinungsäusserung schützt», sagt Sengl, der

«Wir haben ein gewaltiges Problem, wenn Schweizer Behörden auf Geheiss Faesers wegen Lappalien so handeln.»

von sich behauptet, frei von Ressentiments gegenüber Flüchtlingen zu sein.

Sicherlich: Andreas Sengls Post mag deplatziert sein. Doch die Frage stellt sich: Hat die Staatsanwaltschaft in der Causa Sengl womöglich nicht ebenso übers Ziel hinausgeschossen?

Scharfe Kritik am Vorgehen der Staatsanwaltschaft äussert der ehemalige SVP-Kantonsrat

Claudio Schmid, der Sengl bei der Einsprache unterstützte. «Wir haben ein gewaltiges Problem, wenn Schweizer Behörden auf Geheiss von Nancy Faesers BKA wegen Lappalien so handeln. Sind unsere Strafverfolgungsbehörden inzwischen zum verlängerten Arm Deutschlands geworden?»

Dass eine Staatsanwaltschaft dermassen überziehe, sei höchst fragwürdig. «Ständig beschwerten sie sich, dass sie zu wenig Personal und Ressourcen haben. Doch für die Verfolgung unliebsamer Meinungen hat man offenbar die Mittel.» Schmid kritisiert insbesondere Staatsanwalt Ulrich Vollenweider, der rechtsstaatliche Prinzipien nicht beachtet habe. «Andreas Sengl ist einzig wegen seiner politischen Haltung verurteilt worden.» Das rechtliche Gehör habe man ihm verweigert, erst nach Sengls Einsprache sei ihm dieses gewährt worden.

Und Schmid stimmt noch ein weiterer Punkt misstrauisch: «Vollenweider hat den Strafbefehl an den Nachrichtendienst des Bundes (NDB) nach Bern weitergeleitet. Dabei ist die Meldepflicht 2021 in einer entsprechenden Mitteilungsverordnung abgeschafft worden.» Für den Ex-Kantonsrat ist das ein klares Indiz dafür, dass der Schweizer Geheimdienst Sengl im Visier habe.

Nachspiel im Parlament

Sengl selbst sagt über die mutmassliche Überwachung durch den NDB: «Der Geheimdienst sollte besser Extremisten und Terroristen verfolgen.» Thema ist die Causa Sengl inzwischen auch im Zürcher Parlament. Die beiden SVP-Kantonsräte Roland Scheck und Christoph Marty haben Ende Februar die Justizdirektion mit mehreren Fragen in der Angelegenheit konfrontiert.

Die Medienstelle der Zürcher Staatsanwaltschaft äussert sich nicht näher zur Angelegenheit. Sie verweist darauf, dass es an der Justizdirektion sei, im Rahmen der Anfrage der beiden Kantonsräte Stellung zu nehmen. Das letzte Wort dürfte hier noch nicht gesprochen sein.



Schlüssellochministerin: Nancy Faeser.

BRIEF AUS TEXAS

Friedbert Pflüger



Ölpumpen neben Windrädern – so sieht es zwischen Midland und Lubbock im Nordwesten von Texas aus. Der amerikanische Bundesstaat entwickelt den Ehrgeiz, neben Öl und Gas auch im Bereich der «sauberen Energien» eine globale Führungsrolle einzunehmen. Persönliche Notizen von einer Reise in eine Welt, die uns in Europa an Kraft, Innovationsbereitschaft und Optimismus in den Schatten stellt: Texas ist – nach Kalifornien – die Nummer zwei in den USA. Das gilt für die Bevölkerungszahl ebenso wie beim Bruttosozialprodukt. Aber das Land könnte Kalifornien schon bald überholen. Der Grund dafür liegt vor allem in der ungeheuren Dynamik, die Texas als Energiezentrum entwickelt.

Houston wurde spätestens durch die Schieferrevolution, die vor fünfzehn Jahren begann, zur Energiehauptstadt der Welt. Es ist eindrucksvoll, auf dem teils achtzehnspurigen Interstate 10 durch den Energiekorridor zu fahren, der die Stadt durchschneidet. Rechts und links haben sich die grossen Energiefirmen der Welt angesiedelt. Jeder will nach Texas, um in diesem einmaligen Ökosystem aus alter und neuer Energiewelt mitzuspielen.

Die *shale revolution* war für Texas der Durchbruch. War man schon vorher reich an fossilen Bodenschätzen, wurden durch das Fracking neben der konventionellen Förderung neue ungeheure Öl- und Gasreserven in Schieferformationen erschlossen. Heute wird hier etwa 40 Prozent des amerikanischen Rohöls gefördert, zirka zwei Millionen Barrel am Tag. Wäre Texas ein eigener Staat, würde das Platz vier in der Welt bedeuten!

Texas verfügt über ein Viertel der amerikanischen Gasreserven und fördert jedes Jahr

um die 280 Milliarden Kubikmeter. Zum Vergleich: Der Jahresverbrauch der gesamten EU betrug 2020 343 Milliarden Kubikmeter. Waren die USA vor der Fracking-Ära auf Öl- und Gasimporte angewiesen, so sind sie heute bei beidem Netto-Exporteur.

Ob es uns in Europa gefällt oder nicht: Niemand in Texas denkt daran, die fossilen Rohstoffe im Boden zu lassen. Übrigens zum Glück für Europa, denn die Amerikaner sind nach dem

Jeder will nach Texas, um in diesem einmaligen Ökosystem aus alter und neuer Energiewelt mitzuspielen.

russischen Angriff auf die Ukraine im Februar 2022 als Exporteure für Europa eingesprungen. Ohne das texanische Flüssigerdgas (LNG), das durch das in der «alten Welt» so umstrittene Fracking gewonnen wird, wäre die Energieversorgung in Europa zusammengebrochen.

Neben der traditionellen Stärke bei Öl und Gas treibt man aber in Texas auch die Energietransformation in Richtung erneuerbarer und anderer *low-carbon*-Energien voran. Ähnlich wie in China kann und will man auf die fossilen Energiequellen nicht verzichten, baut aber gleichzeitig die Solar- und vor allem die Windenergie in ungeheurem Tempo aus. Im Jahr 2023 waren 15 300 Windturbinen im Bundesstaat in Betrieb. Das waren deutlich über vierzig Gigawatt (GW) und damit über ein Viertel der in den USA produzierten Windenergie. Midland in Nordwesttexas war während der vergangenen hundert Jahre eines der Zentren der Öl- und Gasindustrie der USA. Genau hier sind in den letzten fünfzehn Jahren aber auch gigantische Wind-

parks entstanden. Mancherorts schiessen sie wie Wildblumen aus dem Boden.

Auch der Zubau bei der Solarenergie ist rekordverdächtig. Vor allem im Westen des Staates befinden sich riesige Solarparks. Schon zwischen 2019 und 2020 verdoppelte sich die Kapazität von drei auf sechs GW, in den kommenden fünf Jahren sollen zwanzig GW hinzukommen! Hier wird es nicht als Ziel proklamiert, sondern es passiert wirklich!

Mit dem Inflation Reduction Act (IRA) ist jetzt ein zusätzlicher Investitionsboom bei den erneuerbaren und weiteren sauberen Energien entstanden. Dabei wird die Produktion von grünem Wasserstoff eine wesentliche Rolle spielen. HIF Global baut hier die grösste E-Fuel-Produktion der Welt. Die europäische Tree Energy Solutions (TES) plant hier eine Megaproduktion für synthetisches Methan. Daneben spielt *carbon capture, use and storage* (CCUS), die Abspaltung, Nutzung und Lagerung von CO₂, eine wachsende Rolle.

Auch eine neue Generation von kleinen, smarten Kernkraftwerken und die Kernfusion werden hier zu den sauberen Energien gezählt und gefördert. Ich habe in Texas niemanden getroffen, der Verständnis für die deutsche Haltung zur Atomkraft hat. Im Gegenteil: Man hält uns diesbezüglich für leicht verrückt. Niemand kommt hier auf die Idee, Auslaufdaten für Energiequellen oder -technologien vorzusehen, bevor nicht die neue Energieversorgung gesichert und bezahlbar ist. Könnte es sein, dass genau darauf der ökonomische, aber auch ökologische Erfolg von Texas beruht?

Dr. Friedbert Pflüger, Staatssekretär a. D. (CDU), ist Geschäftsführer des Clean Energy Forum und Aufsichtsratsvorsitzender von Zukunft Gas.



Gefahren der Schönheit: Abendstimmung auf Hawaii.

Die edle Lüge der Algorithmiker

Führende Wissenschaftler geben Entwarnung: Es herrsche keine Klimakrise. Warum hören wir trotzdem auf die Apokalyptiker? Weil wir Gefangene ihrer Computersimulationen sind.

Claude Cueni

In der Passionsgeschichte berichten die Evangelien, dass Jesus vor seiner Verhaftung voraussagte, Petrus werde ihn noch in dieser Nacht dreimal verleugnen, ehe der Hahn krähe. Seitdem wissen wir: Leugner sind Hardcore-Sünder, eine besonders üble Sorte des Menschengeschlechts. Wenn der Mainstream etwas als gesichertes Erkenntnis einstuft, ist jeder ein Leugner, der eine abweichende Meinung hat. Es ist möglicherweise beabsichtigt, dass Einfachgestrickte «Leugner» mit «Holocaust-Leugner» assoziieren. Somit erstaunt es nicht, dass die Medien auch den «Klimaleugner» kreierte haben. Im Gegensatz zum geschichtsblinden und unbelehrbaren «Holocaust-Leugner» widersetzt sich der «Klimaleugner» dem aktuellen wissenschaftlichen Konsens.

Dass die Erde eine Scheibe ist, galt bis Galileo Galilei als wissenschaftlicher Konsens. Dass

der Aderlass ein effizientes Mittel gegen allerlei Beschwerden ist, war bis ins 19. Jahrhundert ein anerkanntes Heilverfahren. Und lange Zeit glaubte man, dass «Faktenchecker» keine Fakes streuen, dass der ukrainische Bruderkrieg kein Stellvertreterkrieg ist, dass die Covid-19-Impfung vor Ansteckung und Verbreitung schützt und dass zig Millionen Menschen sterben werden. Wer widersprach, war ein Leugner. *Sorry seems to be the hardest word.*

Erinnerungen an Einstein

Der Nobelpreisträger Anton Zeilinger, ein emeritierter Physikprofessor an der Universität Wien, gibt zu bedenken: «Als Einstein seine Ideen vorstellte, galt er als verrückt und als Aussenseiter.» Und weiter: «Es ist in der Wissenschaft schon vorgekommen, dass die Mehrheit völlig falsch lag.» Er habe keine Ahnung, ob das beim Klima

der Fall sei, aber die Wissenschaft müsse offen sein für Diskussionen.

Es ist schick, Diversität zu fordern, aber bei Meinungen fehlt der Mut, gegen den Strom zu schwimmen. Nach so vielen nachweislichen Irrtümern fragt sich heute der eine oder andere: Wie ist das mit dem menschengemachten Klimawandel? Dass das Klima wärmer wird, ist unbestritten. Niemand leugnet das. Dass die Luftverschmutzung in manchen Ländern wie Indien, China oder Pakistan so stark ist, dass Menschen daran sterben, ist auch unbestritten. Gestritten wird über die Frage, ob der Klimawandel mehrheitlich eine Naturkonstante oder ausschliesslich menschengemacht ist.

Greta Thunberg und ihre Follower wiederholen gebetsmühlenartig: Hört auf die Wissenschaft. Aber auf welche? Obwohl die *asphalt potatoes* nach eigener Einschätzung keine Experten

sind, bestimmen ausgerechnet sie, auf welche Wissenschaftler man hören soll. Soll man auf den Physik-Nobelpreisträger John F. Clauser hören? Er sagt, der Planet sei nicht in Gefahr, die Temperatur der Erde werde in erster Linie durch die Wolkenbedeckung bestimmt und nicht durch die Kohlendioxidemissionen aus der Verbrennung fossiler Brennstoffe. Er kommt zum Schluss, dass die Wolken eine kühlende Wirkung auf den Planeten haben, so dass es keine Klimakrise gebe.

Einige Medien melden, führende Klimawissenschaftler seien wegen Professor Clauser alarmiert, und sie zitieren Experten, die den wissenschaftlichen Konsens vertreten. Wer dies nicht tut, erhält weniger oft Forschungsgelder. Somit ist weiter nicht erstaunlich, dass die Mehrheit der publizierten Arbeiten den wissenschaftlichen Konsens bestätigt.

Wissenschaft ist nicht demokratisch. Wissenschaft, sagt Martin Vetterli, der Präsident der Ecole polytechnique fédérale de Lausanne, sei ein Wettbewerb. Es ist die Bemühung, vermeintlich gesichertes Wissen, also den wissenschaftlichen Konsens, stets aufs Neue zu hinterfragen. In der Wissenschaft gilt nicht Halal/Haram. Es kommt nicht von ungefähr, dass man kaum einen muslimischen Nobelpreisträger findet und muslimische Forscher kaum Patente anmelden. Hier liegt die Schweiz übrigens mit 1031 Patenten pro Million Einwohner einsam an der Weltspitze.

Der Rhein war ausgetrocknet

Die von den regierungsnahen Medien ausgewählten Experten warnen (im Konjunktiv), «dass Hitzewellen, Hungersnöte und Infektionskrankheiten bis zum Ende des Jahrhunderts Millionen zusätzlicher Menschenleben fordern könnten, wenn die Menschheit die Emissionen aus der Verbrennung fossiler Brennstoffe nicht rasch reduziert». Und mehr noch: Wir würden die stärkste Klimaerwärmung der letzten tausend Jahre erleben. Wirklich?

Im Jahr 1540 dokumentierte ein Chronist, was im 16. Jahrhundert geschah: Zuerst kam der Regen. Neun Monate lang. Die Menschen klagten und beteten. Dann kam die Hitze, elf Monate lang, sie war ungewöhnlich stark, «glühend und schrecklich», mit Temperaturen weit über 40 Grad. In Italien war es bereits im Winter wärmer als normalerweise im Hochsommer. Ganze Seen trockneten aus, in Basel konnte man an einigen Stellen den Rhein zu Fuss überqueren, Wälder brannten, Felder verkümmerten, Ernten fielen aus, das Vieh verendete auf den Weiden, in Europa verdursteten über zehntausend Menschen, viele kollabierten bei der Feldarbeit, die Nahrungsmittelpreise schossen in die Höhe, Mord und Totschlag waren die Folge.

In über 300 Chroniken wird Europas grösste Naturkatastrophe detailliert geschildert. Das meteorologische Phänomen übertraf alle späteren Hitzesommer bei weitem. Schuld waren

weder Verbrennungsmotoren noch Kohleabbau, sondern Satan und eine fünfzigjährige Hexe, die angeblich schwarze Magie betrieb: Prista Frühbottin. Am 29. Juni 1540 wurde sie in Wittenberg wegen angeblichen «Wetterzaubers» verhaftet und an Eichenbalken geschmiedet. Sie wurde «geschmächt und abgedörnt», bis nur noch ein Häufchen Asche übrigblieb. Martin Luther bezeichnete diese Hexenverbrennung als «Gottes Strafe für die Verachtung seines lieben Wortes». Es dauerte 473 Jahre, bis der Rat der Stadt Wittenberg Prista Frühbottin rehabilitierte.

Wettermodelle scheitern schon an Tagen

Nun behauptet John F. Clauser, dass es keine Klimakrise gebe. Auch der Achtzigjährige betont, Skepsis sei ein wichtiger Teil des wissenschaftlichen Prozesses, «in den 1970er Jahren gab es einen überwältigenden Konsens darüber, dass das, was ich tat, sinnlos war. Es hat fünfzig Jahre

Nobelpreisträger John F. Clauser ist jetzt «umstritten», er «prahlt», er «schwurbelt», er «leugnet».

gedauert, bis meine Arbeit mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde. So lange dauert es, bis sich Meinungen ändern.»

Der Mainstream ordnet für uns ein: Nobelpreisträger Clauser ist jetzt «umstritten», er «prahlt», er «schwurbelt», er «leugnet». William Happer, ein emeritierter Physikprofessor der Princeton University, vertritt sogar die Ansicht, dass die globale Erwärmung gut für die Menschheit sei. Wer entscheidet nun, wer recht hat? Rückblickend werden wir es wissen.

Ob die Klimaerwärmung weitgehend menschengemacht ist oder nicht, entscheiden zurzeit von Menschenhand programmierte Algorithmen. Liefern mathematische Modelle den ultimativen Beweis?

1992 lernte ich, was ein Algorithmus kann. Zusammen mit meinem Team entwickelte ich «Hannibal», ein Strategiespiel für DOS- und Amiga-Computer. Das Game basierte auf den Bevölkerungszahlen und Anbauflächen von 756 historischen Städten, die der Althistoriker Karl-Julius Beloch 1886 publiziert hatte. Hintergrund war der Zweite Punische Krieg (218 bis 201 v. Chr.). Wir programmierten einen Algorithmus, der jeweils hochrechnete, wie sich Regendauer und Niederschlagsmenge auf Reisedauer und Nahrungsmittelproduktion auswirken. Die Wetterdaten entnahmen wir einem geschätzten (!) Jahresdurchschnitt.

Drehte man geringfügig am Rad des Algorithmus, bremste der Schlamm die Geschwindigkeit der Armee, drehte man das Rad etwas zurück, brachte das Wetter Dürre, Ernteauffälle und Hungersnöte, was wiederum die Armee schwächte. Bei Temperaturen über 40 Grad wurde die Wetterkarte als Warnung blutrot eingefärbt wie

heute die Wetterkarten von ARD, ZDF und SRF bei 25 Grad. Alles war miteinander verzahnt.

Wir hatten eine klare Vorstellung vom Schwierigkeitsgrad. War dieser zu hoch, demotivierte man Spieler, war er zu niedrig, verlor man die Hardcore-Gamer. Wir schraubten so lange, bis das gewünschte Resultat erreicht war. Und als kleine Überraschung hatten wir einen Zufallsgenerator, der Vulkanausbrüche simulierte, deren Asche die Sonneneinstrahlung verringerte und sämtliche Wettermodelle obsolet machte. Als ich später die Game-Firma verkaufte, sagte mir mein Berater: «Erkläre mir keine Zahlen, sag mir bloss, welchen Preis du für die Firma willst. Ich starte mit dem Ziel, denn das Ziel führt zur Begründung.» Gilt das auch für Klimamodelle?

Das Schweizer Paul-Scherrer-Institut (PSI) publizierte im Sommer 2023 im Fachmedium *Energy Policy* das Studienergebnis einer umfangreichen Computersimulation. Während die meisten bisherigen Modelle davon ausgingen, dass alle Parameter für die Zukunft bekannt sind, haben die Schweizer Forscher mit Kollegen aus den USA, aus China, Irland, Finnland und Schweden 4000 mögliche Szenarien durchgespielt. Für jede einzelne Hypothese rechneten sie 72 000 Variablen durch und berücksichtigten dabei achtzehn Unsicherheitsfaktoren.

Wettermodelle scheitern an Voraussagen für die nächsten zehn Tage und verursachen Hoteliers jeweils zahlreiche Last-Minute-Stornierungen – aber das Klima kann man für die nächsten zehn oder dreissig Jahre voraussagen? Von Menschen programmierte Algorithmen sagen uns abwechselnd den Hitze- oder Kältetod voraus.

Wissenschaftler der University of California in San Diego haben im Fachjournal *Astrophysical Journal Letters* Neues zum Klima publiziert. Sie sehen ab 2030 das Aufkommen einer neuen kleinen Eiszeit in der Nordhalbkugel voraus. Aufgrund der «zahlreichen Einflüsse» sei dies jedoch «schwer zu prognostizieren». Hat etwa die deutsche Regierung ihre Wirtschaft etwas voreilig gegen die Wand geradelt? Oder war das Klima nur Vorwand für den «Great German Reset»?

«Angst hat die Götter erschaffen»

«Rebuilding Trust» war das Motto des diesjährigen WEF. Vertrauen kann man nicht befehlen. Vertrauen muss man sich verdienen. Vielen Menschen ergeht es mittlerweile wie den Dorfbewohnern in der griechischen Fabel «Der Wolf kommt!». 1972 spielte der Club of Rome mit seinem Bestseller «Die Grenzen des Wachstums» den Hirtenjungen. Mayday! Die Ölquellen werden versiegen! Wann haben Sie zuletzt getankt? Es folgten 38 *Spiegel*-Cover, die mehr oder weniger das Ende der Welt voraussagten: «Der Wald stirbt» (1981), «Wer rettet die Erde?» (1989), «Vor uns die Sintflut» (1995), «Achtung, Weltuntergang» (2006), «Sind wir noch zu retten?» (2019),

um nur einige zu nennen. Auch für die Medien gilt: «Bad news are good news», und für die Politik gilt: «Was kümmert mich mein Geschwätz von gestern?» (Adenauer)

«Angst hat die Götter erschaffen», schrieb der römische Philosoph Lucretius (ca. 98–55 v. Chr.), Angst macht auch Regierungen zu Halbgöttern. Angstkampagnen sind mittlerweile ein beliebtes Regierungsinstrument, um via Notrecht demokratische Prozesse auszu-

«Es besteht ein überwältigender Konsens, dass die Klimakrise erfunden ist, es ist ein fabrizierter Betrug.»

hebeln. Während der Pandemie sagte Wolfgang Schäuble in einem Interview mit der Hannoverischen Allgemeinen: «Der Widerstand gegen Veränderungen wird in der Krise geringer. Wir können die Wirtschafts- und Finanzunion, die wir politisch bisher nicht zustande gebracht haben, jetzt hinbekommen.» Auch Klaus Schwab folgte in seinem «Great Reset» der Dramaturgie von Hollywoods Katastrophenfilmen: Zuerst malt man alle drohenden Gefahren aus, und dann präsentiert man dem verängstigten Publikum die rettende Lösung, den «Great Reset».

Medien, Wissenschaft, Institutionen und auch Faktenchecker lassen sich zu oft für politische Zwecke einspannen. Ideologisch imprägnierte Wissenschaft ist keine Wissenschaft. Es ist Zeit, dass man Skeptiker an den runden Tisch holt und nicht länger ächtet und beruflich schädigt. Vielleicht wäre jetzt ein «Small Reset» angezeigt, nicht Verbote zum rot-grünen Umbau der Gesellschaft, sondern eine ergebnisoffene, unaufgeregte Debatte.

Der dänische Professor Bjørn Lomborg, der 2001 mit seinem Bestseller «The Skeptical Environmentalist» (dt. «Apocalypse No!») Welt- ruhm erlangte und 2004 von Time zu den wichtigsten Intellektuellen der Welt gezählt wurde,

bestreitet den Klimawandel in keiner Weise, hält jedoch die beschriebenen Folgen für heillos übertrieben. Vor lauter Klimaobsession habe man Bildung und Innovationen vernachlässigt, und beides sei für die Zukunft der Menschheit wesentlich wichtiger als die von den Medien mit Schreckensszenarien aufgebauchten möglichen Folgen des Klimawandels. Lomborg schreibt, die Weltbevölkerung werde kontinuierlich reicher und widerstandsfähiger. Allein die Zahl der Todesfälle durch Extremwetterereignisse sei in den letzten hundert Jahren um 99 Prozent gesunken. Nach Schätzungen der Uno würde der durchschnittliche Weltbürger in 75 Jahren etwa 450 Prozent wohlhabender sein als heute. Die globale Erwärmung würde seinen Wohlstand lediglich um 16 Prozentpunkte schmälern.

Was Extinction Rebellion wirklich will

Vielleicht gehört nicht nur ein Bjørn Lomborg an den runden Tisch der Zukunft, sondern auch der britische Geograf und Klimatologe Mike Hulme. Für seine Kommissionsarbeit im Uno-Umweltprogramm (IPCC) wurde der Professor vom Nobelpreiskomitee mit einer personalisierten Urkunde geehrt. In seinem vor sieben Monaten erschienenen Bestseller «Climate Change isn't Everything» nennt er den ausgerufenen Klimanotstand eine «edle Lüge». Es gebe keine Dringlichkeit, die das Aussetzen demokratischer Prozesse rechtfertigen würde.

Diese Meinung teilt auch die amerikanische Klimaforscherin Judith Curry. Die Professorin gehört mit 143 wissenschaftlichen Beiträgen und etlichen Sachbüchern zu den Koryphäen der Branche. Sie sieht die Ursprünge des Klimaalarmismus im ideologischen Umweltprogramm der Uno. Sie sagt: «Es besteht ein überwältigender Konsens, dass die Klimakrise erfunden ist, es ist ein fabrizierter Betrug.»

Noch deutlicher äusserte sich am 10. Januar 2019 Stuart Basden, der Co-Gründer von Extinction Rebellion: «Extinction Rebellion isn't about the Climate, it's not even about climate justice.» Es gehe weder um das Klima noch um Klimagerechtigkeit. Es gehe um die radikale Beseitigung eines toxischen Systems, und der Menschheit blieben nur noch wenige Jahre bis zum Untergang.

Jetzt, wo auch die von Greta Thunberg bereits im Sommer 2018 prognostizierte «Auslöschung der Menschheit» ausgeblieben ist, diversifiziert die Klimaheilige. Ihre infektiösen Panikattacken beeindrucken kaum noch. Mit ihrem pathologischen Alarmismus wird sie keine weiteren Millionen verdienen. Die 21-Jährige trägt nun Antifa-Shirt und Palästina-Schal und kehrt mit antisemitischen Parolen in die Schlagzeilen zurück. How dare you, Greta. War dein Glaube zu schwach? Bist du zur «Leugnerin» geworden?

Claude Cueni ist Schriftsteller in Basel. Zuletzt von ihm erschienen: «Dirty Talking» (Edition Königsstuhl, 2022).

Happy Birthday, Sepp Blatter

Am Sonntag feiert der langjährige Fifa-Präsident Sepp Blatter den 88. Geburtstag. Wir gratulieren einem Mann, der viel für die Schweiz und für Zürich gemacht hat. Über vier Jahrzehnte engagierte sich Blatter für den Fussball und die Fifa. Im Oktober 2015 musste er sein Büro Knall auf Fall räumen. Blatter wurde zum «Dr. Blofeld des Weltsports» erklärt und mit Klagen eingedeckt. Auch gesundheitlich erlebte Blatter schwere Rückschläge. «Ich hörte die Engel schon singen», sagt er. Acht Jahre später sind alle Anschuldigungen und Unterstellungen wie Kartenhäuser in sich zusammengefallen – und Sepp Blatter ist noch immer da und erfreut sich guter Gesundheit.

Kommende Woche präsentiert er in Zürich sein neues Buch – «Overtime. Die wahre Geschichte», entstanden unter Mitarbeit von *Weltwoche*-Autor Thomas Renggli. Es ist Blatters Blick auf die Dinge, die sich seit seinem jähen Abgang von der Fifa ereignet haben. Der Walliser reflektiert ehrlich und gnadenlos, gibt Fehler zu, erklärt, weshalb er sich immer für Zürich als Fifa-Sitz starkgemacht hat. Er wirft aber auch einen kritischen Blick auf die «Überkommerzialisierung» des Fussballs, die er einst selber losgetreten hatte. «Sepp, du hast ein Monster kreierte», sagte ihm sein Vorgänger João Havelange einst, als Blatter die Türe für Sponsoren- und Marketing- und TV-Verträge weit aufsties.

Zur Buchvernissage kommende Woche in Zürich werden über 200 Gäste aus ganz Europa erwartet. Wir sagen schon heute: Happy Birthday, Sepp Blatter. Ad multos annos! (WW)

Sepp Blatter: Overtime. Die wahre Geschichte. Helvetia. 160 S., Fr. 36.90



Marketing-Genie: Blatter mit Vorgänger Havelange, 1998.



Ende einer Polizistenkarriere

Kurt Blöchliger, einst in die Affäre «Ramos» verwickelt, scheiterte auch als Polizeikommandant von Schaffhausen. Jetzt liegen neue Erkenntnisse zu seinem Abgang vor.

Philipp Gut

Dem nationalen Publikum – und insbesondere den Lesern der *Weltwoche* – ist Kurt Blöchliger aus dem ausufernden Affärenkomplex «Ramos-Roschacher-Blocher-Holenweger» bekannt, der die politische Schweiz jahrelang in Atem hielt. Der Fall endete mit dem Rücktritt Valentin Roschachers als Bundesanwalt, einem vollständigen Freispruch für Privatbankier Oskar Holenweger und einer ebenso vollständigen Entlastung des damaligen Bundesrats Christoph Blocher (SVP), gegen den die Bundesanwaltschaft unter Mitwirkung willfähiger Parlamentarier aus politischen Motiven intrigiert hatte.

In Blöchlingers Amtszeit als Chef der Bundeskriminalpolizei (BKP) von 2003 bis 2008 wurde der Drogendealer und Doppelagent Ramos in der Schweiz unter fragwürdigen Bedingungen als Spitzel eingesetzt. Blöchliger trug die Hauptverantwortung für die sogenannte Task Force Guest, die Ramos führte. Die Anschuldigungen des dubiosen Agenten gegen den unbescholtenen Holenweger lösten sich in Luft auf. Zurück blieb ein Scherbenhaufen, über den schliesslich auch Blöchlingers Nachfolger als Chef der BKP, Erwin Beyeler, stolperte.

Waffencheck vor Personalgespräch

Blöchliger selbst setzte sich 2009 nach Schaffhausen ab, wo er Kommandant der Kantonspolizei wurde. 2018 verliess er den Posten wieder. Zuvor hatte unter anderen auch die *Weltwoche* über einen bis vor Gericht ausgetragenen Personalkonflikt im Polizeikorps berichtet («Die wacklige Autorität von Oberstleutnant Blöchliger», Nr. 18/17), der durch eine Einstellungsverfügung eines ausserordentlichen Staatsanwalts abgeschlossen wurde. Nun sind, mit einiger Verspätung, brisante Dokumente aufgetaucht, die ein Schlaglicht auf Blöchlingers Amtsführung werfen.

Das sorgt in der Stadt am Rhein für hohe Wellen, wobei sich zwei Lager bilden, die je ihre Fürsprecher in lokalen Medien haben. Die bürgerlichen *Schaffhauser Nachrichten* verteidigen Blöchliger bis heute durch alle Böden, während die linke *Schaffhauser AZ* ihn seit Jahren

kritisch sieht. Mit Parteipolitik kommt man in dem Fall aber kaum weiter, zumal auch Blöchlingers ehemalige politische Vorgesetzte, zuerst Regierungsrätin Rosmarie Widmer Gysel, dann ihre Nachfolgerin Cornelia Stamm Hurter, beide als Vertreterinnen der Schweizerischen Volkspartei (SVP) gewählt wurden, aber in der Sache fundamental andere Ansichten vertreten: Widmer Gysel stützte Blöchliger stets, während Stamm Hurter aufräumte.

Beide Lokalblätter haben nun Einsicht in die Akten rund um die Entlassung des ehemaligen Polizeikommandanten erhalten. Sie zeigen ein Bild von Blöchliger, das eher seinem Übernamen «Sheriff» bei der Bundeskriminalpolizei entspricht als demjenigen eines biederkorrekten Schweizer Ordnungshüters. Am 30. Oktober 2018 wird Blöchliger von seiner neuen Chefin Stamm Hurter zu einem Personalgespräch aufgeboten. «Als er erscheint, wird er von Beamten seines eigenen Korps nach Waffen durchsucht. Die Ver-

Es entsteht die Kontur eines Kommandanten, der wiederholt eigenmächtig handelte.

antwortlichen wollen sichergehen, dass Blöchliger im Verlauf des Gesprächs niemandem etwas antut», schreibt die *Schaffhauser AZ*. Ihm werden eine Trennungvereinbarung und ein elfseitiger Regierungsratsbeschluss vorgelegt, der auflistet, warum er als Polizeikommandant «nicht mehr tragbar» sei. Es gehe darum, den «Aufgabenvollzug sicherzustellen und das Ansehen der Schaffhauser Polizei nicht zu gefährden».



Es entsteht die Kontur eines Kommandanten, der wiederholt eigenmächtig handelte, seine Kompetenzen überschritt und es mit Vorschriften, Vergütungen und Abrechnungen nicht allzu genau nahm. So habe Blöchliger sein Geschäftsauto regelmässig für Privatfahrten genutzt, «namentlich für die Fahrt und zur Arbeit». Er habe die Treibstoffrechnungen dem Staat eingereicht und gleichzeitig «die Nutzung des Geschäftsfahrzeuges bei den Steuern nicht anrechnen» lassen, «sondern vielmehr einen Fahrtkostenabzug geltend macht». Das sei «zweifellos unlauter», urteilt der Regierungsrat.

«Täuschung der politischen Behörden»

Ausserdem habe Blöchliger unberechtigt eine Aussendienstzulage und eine Zulage für erhöhte Bereitschaft bezogen und unnötig in Vier-Sterne-Hotels übernachtet. Weiter habe der Polizeikommandant unter «Täuschung der politischen Behörden» eine zu teure Geschwindigkeitsmessanlage beschafft und die ihm vorgesetzte Regierungsrätin Stamm Hurter falsch über die nicht gerade schmeichelhaften Resultate einer Umfrage im Korps informiert.

Der Regierungsrat rügt ein «Klima der Angst» und spricht von «Einschüchterungen», die nicht akzeptabel seien. Als Fazit hält die Kantonsregierung fest: «Die wiederholten Verstösse des ehemaligen Polizeikommandanten gegen Weisungen, Vorgaben und rechtliche Normen sowie sein an den Tag gelegtes Verhalten gegenüber Vorgesetzten, Mitarbeitenden und der Bevölkerung haben das Vertrauen in einen Angehörigen der Polizei, der sich klar dazu verpflichtet hat, die Gesetze zu achten und zu deren Durchsetzung in Dienst genommen wurde, unwiderruflich zerstört.»

Europa, aufgepasst

Der Ansturm auf die Südgrenze der USA ist eine direkte Folge des Uno-Migrationspaktes. Das sollte auch eine Warnung für die Schweiz sein.

Alex Baur

Anfang August 2021 trafen sich in Meteti, einem Provinznest im Süden Panamas, mehrere Minister von Panama und Kolumbien. Die beiden Nachbarländer vereinbarten, rund 10 000 Immigranten aus Haiti und Kuba freien Durchgang zu gewähren, die im sogenannten Darién Gap gestrandet waren. Der Darién Gap ist ein gut hundert Kilometer breiter Streifen dichten Urwalds, welcher vom Pazifik bis zum Atlantik reicht und nicht nur Panama von Kolumbien, sondern auch Süd- von Nordamerika trennt. Die Gegend wurde von Panama bewusst nie besiedelt und als natürlicher Schutzwall gegen Süden belassen.

Massenmigration als Waffe

Das Ministertreffen war von Menschenrechtlern aus Ecuador, Kolumbien, Panama und Costa Rica vorbereitet worden. Diese Länder haben den Uno-Migrationspakt unterzeichnet. Und die Minister taten genau das, was dieser Pakt vorschreibt: den Migranten von

den karibischen Hungerinseln eine sichere und freie Durchreise erleichtern. Sie hielten sich damit strikte an die geltende Ordnung – und schafften sich zugleich ein unangenehmes Problem vom Hals. Zumindest kurzfristig. Denn

Viele der Venezolaner in Peru, Kolumbien und Ecuador kamen aus Gefängnissen oder Irrenhäusern.

eines war klar: Die Migranten wollten weder in Kolumbien noch in Panama bleiben, sondern in die USA reisen.

Zweieinhalb Jahre später, im letzten Februar, wandten sich die Weltflüchtlingsorganisation (UNHCR) und die Uno-Migrationsbehörde (IOM) mit einem dramatischen Aufruf an die Öffentlichkeit. Allein 2023 haben über eine halbe Million Migranten den Darién Gap durchquert. Das sind doppelt so viele wie im Vorjahr. Mutmasslich Tausende – die genaue Zahl kennt niemand – wurden auf dem gefähr-

lichen Pfad durch den Dschungel ermordet, vergewaltigt, ausgeraubt oder von der Malaria befallen. Die UNHCR und diverse NGOs sind vor Ort, um den Migranten zu helfen. Ganz im Sinne des Migrationspaktes fordert die Uno, die Ursachen des Massenexodus bei den Wurzeln zu bekämpfen und legale Migrationswege zu öffnen. Zugleich «warnt» die Uno vor «repressiven» Massnahmen.

Klingt vernünftig. Von Kolumbien publizierte Statistiken sorgen allerdings für Ernüchterung: 67 Prozent der 2023 im Darién Gap registrierten Migranten (328 650) stammen aus Venezuela. Danach folgen Ecuador (57 250), Haiti (46 422) und China (25 565). Nun herrscht in Venezuela zwar eine brutale Diktatur, die gemäss UNHCR insgesamt 7,7 Millionen Landsleute ins Exil vertrieben hat. Bis zum Dambruch im Darién Gap fanden die meisten in der Nachbarschaft (Kolumbien, Ecuador, Peru) Unterschlupf. Doch wenn man die Wurzeln des Übels – das wirtschaftliche Elend, den Hunger – bekämpfen wollte, müsste man die sozialistische Maduro-Diktatur stürzen (die von ebendiesen linken NGOs, welche heute Flüchtlingshilfe leisten, notabene jahrelang hofiert wurde). Doch Maduro sitzt dank finanzieller und logistischer Unterstützung aus Kuba, Russland und China fest im Sattel. Die Erfahrungen mit Kuba lassen erahnen, dass das Elend in Venezuela noch Jahrzehnte dauern kann.

Aufhorchen lassen vor allem auch die 25 565 Chinesen, fast ausschliesslich junge Männer. Zumal China seine Bevölkerung kontrolliert wie nur wenige Länder, ist davon auszugehen, dass die Migranten mit dem Plazet ihrer Regierung in Richtung USA unterwegs sind. Was die Regierung in Peking damit bezweckt, lässt sich nur erahnen. Für die USA ist es sicher nichts Gutes. Niemand weiss, wie viele Agenten des totalitären Regimes sich unter den Migranten befinden.

Fakt ist, dass Venezuela – wie zuvor schon Kuba – die Migration gezielt als Waffe zur Destabilisierung der Nachbarschaft eingesetzt hat. Viele der Venezolaner in Peru, Kolumbien und Ecuador kamen direkt aus Gefäng-



Natürlicher Schutzwall gegen Süden: Migranten im Darién Gap, Panama.

nissen oder Irrenhäusern. Sie haben in den Empfängerländern für eine Explosion der Gewalt und der organisierten Kriminalität von einer bislang unbekanntem Brutalität gesorgt.

Vom Darién Gap führt die Reise weiter durch Zentralamerika und Mexiko. Die betroffenen Länder lassen die Migranten – ganz im Sinne des Uno-Migrationspaktes, also legal – ungehindert passieren bis zur amerikanischen Grenze. Hilfswerke, die entlang der Route sogenannte Flüchtlingskioske eingerichtet haben, stehen den Migranten mit Verpflegung, Unterkunft, Karten und nützlichen Tipps zur Seite. Auch hier sind kriminelle Banden am Werk. Gemäss Schätzungen der Regierung setzte die Migrationsmafia in Panama im letzten Jahr 800 Millionen Dollar um.

Der Wille liess bald nach

Im Kern ist es dieselbe Doppelmoral, die hinter den Passagen übers Mittelmeer steht (diese sind im letzten Jahr übrigens wieder kräftig angestiegen, auf 270 180 Überfahrten mit 4110 Toten gegenüber 160 070 Überfahrten mit 3017 Toten im Vorjahr gemäss UNHCR). Auf der einen Seite beklagen sich die Hilfswerke und die Uno schrill und spendenwirksam über das Elend auf der Mittelmeerroute oder im Darién Gap. Zugleich wehren sie sich aber mit Händen und Füssen gegen eine Schliessung der gefährlichen Migrationsrouten und sorgen dafür, dass möglichst viele möglichst ungehindert die natürliche Barriere passieren können. Und leider wissen auch sie nicht, wie man den Kern des Übels – die Hungerdiktaturen, die bei der Massenmigration kräftig mitverdienen – eliminieren könnte.

Die tödliche Völkerwanderung über das Mittelmeer dauert nun schon über ein Jahrzehnt an. Die Regierung Salvini hatte in Italien gezeigt, dass es sich nicht um ein Naturphänomen handelt, welches sich jeder Kontrolle entzieht. Mit drastischen Massnahmen senkte sie die Zahl der illegalen Über-

Die Regierung Salvini hatte in Italien gezeigt, dass es sich nicht um ein Naturphänomen handelt.

fahrten 2017 vorübergehend um satte 80 Prozent. Doch der politische Wille liess bald nach. Zumal die tödlichen Passagen gemäss dem 2018 von 164 Ländern in Marrakesch vereinbarten Uno-Migrationspakt legal, wenn nicht gar wünschenswert sind.

Die Schweiz spielte bei der Ausarbeitung dieses Paktes eine federführende Rolle. Der Bundesrat wurde jedoch vom Nationalrat kurz vor der Unterzeichnung zurückgepfiffen. Seither liegt das Geschäft auf Eis. Gemäss NZZ soll es demnächst wieder auf die Traktandenliste kommen.

Genfs Meister aller Schlachten

Die Anrufung Gottes wird in der Kantonsverfassung verankert. Die laizistische Republik bekommt eine religiöse Hymne.

Christophe Büchi

Seit vergangenem Wochenende hat Genf – der Schreibende vermutet: als erster Schweizer Kanton – eine in der Verfassung festgeschriebene Kantons hymne. Fast zwei Drittel der Genfer Stimmbürger haben der Verankerung des patriotischen Heldenlieds «Cé qu'è lainô» in ihrem Grundgesetz zugestimmt. Pikanterweise ist diese überraschende Manifestation der Vaterlandsliebe ausgerechnet einem woken linken Grossrat zu verdanken – ein Paradebeispiel, wie Dialektik in der Politik funktioniert, eine schöne Illustration des von Luther übersetzten Bibelworts: «Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.»

Wer je in Genf einem patriotischen Anlass oder einem Eishockey- oder Fussballmatch beiwohnte, dürfte den Beginn des «Cé qu'è lainô» gehört haben. In vollen 68 Strophen erzählt dieses Lied in savoyisch-genferischem Patois (Dialekt) die berühmte Geschichte vom Sieg der Genfer bei der «Escalade».

Pudels gute Miene

Im Dezember 1602 unternahm der Herzog von Savoyen einen letzten Versuch, die unabhängige Republik Genf, die sich in der Reformationszeit zum «protestantischen Rom» gewandelt hatte, einzunehmen und seiner Herrschaft einzuverleiben. In einer Winternacht liess er eine Armee vor den Mauern der stolzen Stadt aufmarschieren. Während die Genfer Bürger tief schliefen, legten die Angreifer bereits Leitern an die Stadtmauern. Doch jetzt wurde in der Stadt Alarm gegeben und der Feind zurückgeworfen. Der Legende nach führte eine Matrone namens Mère Royaume die entscheidende Wende herbei, indem sie den Savoyarden einen Kochtopf siedender Suppe über den Kopf goss. Darum wird in vielen Genfer Familien alljährlich an der Escalade-Feier im Dezember ein Topf aus Schokolade mit den Worten zertrümmert: «So gehen die Feinde der Republik zugrunde!»

Letztes Jahr jedoch hatte der Genfer SP-Grossrat Sylvain Thévoz nichts Dringlicheres zu tun, als die Kantonsregierung in einer Eingabe zu fragen, ob die Anrufung Gottes in «Cé qu'è lainô» – auf Standardfranzösisch: «Celui qui est en haut, le Maître des batailles»; auf Deutsch etwa: «der Herr da oben, der Meister der Schlachten» – mit dem in Genf geltenden Prinzip der Laizität und konfessionellen Neutralität verein-

bar sei. Dem besorgten Linkspolitiker waren zudem einige etwas blutrünstige Passagen der Hymne ein Ärgernis. Mit seiner Eingabe beabsichtigte er wohl, sich bei der lautstarken Woke-Fraktion der Genfer Linken beliebt zu machen sowie die Aufmerksamkeit der Medien auf sich zu lenken – was mit Letzterem natürlich auch gelang. Im Kantonsrat jedoch erntete Thévoz wenig Erfolg. Ein Teil der Parlamentarier beschloss gar, den Spiess umzukehren. SVP-Grossrat Lionel Dugerdil deponierte umgehend eine Initiative, um «Cé qu'è lainô» via



Achtung, siedende Suppe: Mère Royaume.

Verfassung zur kantonalen Hymne zu erklären. Dabei bekam er auch die Unterstützung des MCG (Mouvement citoyens genevois), der FDP und sogar der Mitte.

Am Sonntag nun konnten die ungewohnt ge-eint auftretenden Bürgerlichen einen Kanter-sieg einfahren. SP-Grossrat Thévoz steht nun, wie man auf Französisch so schön sagt, als «arroseeur arrosé» (begossener Begiesser) da. Wie in einer Slapstick-Komödie hatte sich der Gartenschlauch, mit dem er seinen Nachbarn nassen wollte, selbständig gemacht und ihn selbst von oben bis unten bewässert. Der begossene Pudel macht jetzt gute Miene zum Spiel. Nach der Abstimmung erklärte Thévoz tapfer, er habe ja nur eine Frage gestellt und keineswegs die schöne Hymne als Ganzes kritisieren wollen. Und er selbst nehme ja als Fan des FC Servette das «Cé qu'è lainô» in den Mund – ja sogar den Verweis auf Gott als «Maître des batailles». Na also ...

Aufstand der Alt-Botschafter

Georges Martin, einstige Nummer drei im Aussendepartement, sieht die Schweiz bedroht: Ignazio Cassis agiere wie ein Kapitän ohne Ziel. Ex-Diplomaten pflichten ihm bei.

Rafael Lutz

Die jüngste Salve feuerte John Bolton ab. Für den ehemaligen Sicherheitsberater von Donald Trump ist es an der Zeit, dass die Schweiz ihre Neutralität überdenke. Schon länger steht sie unter gewaltigem Druck. Doch nicht nur im Ausland wird die Neutralität nicht mehr verstanden. Auch hierzulande arbeiten Politiker und Beamte daran, diese auf dem Altar einer Nato-Anbindung zu opfern.

Eine wichtige Rolle hierbei spielt das Aussendepartement (EDA) von Bundesrat Ignazio Cassis, der seit 2022 keine Gelegenheit auslässt, um der Ukraine zu Hilfe zu eilen. Nicht besser sieht es im Verteidigungsdepartement (VBS) von Viola Amherd aus, wo man ebenfalls eine «Zeitenwende» zu beobachten meint.

Von der CIA fasziniert

Künftig will man dort noch enger mit der Nato kooperieren. Intellektuelle Schützenhilfe erhalten die Neutralitätsgegner etwa von Alt-Botschafter Theodor Winkler. Er sieht die Welt von den «vier Diktaturen» Russland, Iran, China und Nordkorea bedroht. Winkler, der als Vater der drei Genfer Sicherheitszentren des Bundes gilt, erachtet eine intensiviertere Zusammenarbeit der Schweiz mit der Nato und der EU als «wichtige Schritte».

Flankiert werden diese Positionen von fast allen grossen Verlagshäusern. Sie haben längst ihre Abgesänge auf die Neutralität angestimmt. Doch es gibt auch Widerstand gegen diese Entwicklungen. Gleich mehrere Alt-Botschafter schlagen inzwischen Alarm.

Frischer Wind kommt aus der Westschweiz, wo Georges Martin, einstige Nummer drei im EDA, gerade ein interessantes Buch veröffentlicht hat. In seiner Autobiografie «Une vie au service de mon pays» lässt der ehemalige Botschafter seine EDA-Karriere Revue passieren und rechnet gleichzeitig mit der Aussenpolitik von Aussenminister Ignazio Cassis ab, der in seinen Augen 2023 niemals mehr als Bundesrat hätte gewählt werden dürfen.

«An der Spitze unserer Diplomatie haben wir wahrscheinlich den wankelmütigsten und undurchschaubarsten Aussenminister, den wir je



Kann der Ausverkauf der Neutralität noch gestoppt werden? Zürich, 15. Januar.

hatten!», schreibt Martin in seiner Schrift, die gespickt ist mit pikanten Details zur helvetischen Diplomatie der letzten Jahrzehnte.

Martin dürfte wissen, wovon er spricht. Er arbeitete seit Beginn der 1980er Jahre im Aussendepartement. Als Schweizer Botschafter war

«Das EDA betreibt Aussenpolitik bloss noch als Kommunikation, als eine Art Show.»

er unter anderem in Indonesien und Kenia tätig. Ex-Aussenminister Didier Burkhalter (FDP) diente er als stellvertretender Staatssekretär. 2017 beendete er seine EDA-Karriere.

Seither ist viel passiert. Laut Martin erlebt Europa gerade die «schlimmste Sicherheitskrise seit 1945». Und was macht die Schweiz? Sie handle planlos. «Cassis agiert wie ein Flugzeugkapitän, der nicht weiss, wohin die Reise geht», sagt der Ex-Botschafter gegenüber der *Weltwoche*. Dabei bräuchte es gerade jetzt starke Staatslenker. «Schliesslich deutet vieles darauf hin, dass die Nato daran arbeitet, die Schweiz näher an sich zu binden.»

Umso wichtiger sei jetzt eine standhafte Regierung. Doch insbesondere im VBS sassen Nato-

affine Beamte in den Spitzenpositionen. Cassis sei zu schwach, um hier Gegensteuer zu leisten. «Meine Hypothese, die durch Informationen aus dem Inneren des EDA bestätigt wurde, lautet: Der Aussenminister steht unter der Fuchtel von Generalsekretär Markus Seiler. Ohne ihn läuft scheinbar fast nichts. Das soll Cassis selbst intern zugegeben haben.»

Alle zentralen Entscheidungen im EDA trügen Seilers Handschrift. Von einer Aussenpolitik der Guten Dienste verstehe Seiler wenig. «Als ehemaliger Chef des Schweizer Nachrichtendienstes ist er wahrscheinlich immer noch von der CIA fasziniert. Er unterhielt während vieler Jahre enge Kontakte zu den westlichen Geheimdiensten. Der Wechsel des Departements ändert daran nichts.» Eine neutrale Aussenpolitik sei sicher nicht seine erste Priorität.

Wenig Verständnis hat der Ex-Botschafter für die von Cassis angekündigte Ukraine-Friedenskonferenz – eine solche kündete der Aussenminister Anfang Jahr beim gemeinsamen Treffen mit Wolodymyr Selenskyj in der Schweiz an. «Hier hat das EDA alles falsch gemacht, was man falsch machen kann: Zuerst machte sich Bern das Selenskyj-Narrativ zu eigen. Und dann kündigten Cassis und Co. gross die Konferenz an, ohne etwas in der Hand zu haben.»

Mit seiner Kritik ist Martin nicht allein. Ähnlich sieht es Paul Widmer, der Schweizer Botschafter auf dem Balkan (Kroatien) und im Nahen Osten (Jordanien) war und sich mit der heiklen Arbeit eines Diplomaten in Krisengebieten auskennt wie nur wenige in der Bundesverwaltung. «Um Gute Dienste leisten zu können, sind zwei Punkte zentral: Unparteilichkeit und Diskretion. Gegen beides hat der Bundesrat verstossen», sagt Widmer.

Die Ankündigung des Gipfels am Rande des Weltwirtschaftsforums sei ein Fehler gewesen. Je diskreter der Bundesrat handle, desto grösser seien die Chancen für einen diplomatischen Erfolg. Zudem sei das Ganze ohne eine Teilnahme Russlands von Anfang an wenig erfolgversprechend. Deutlich mehr Verständnis hatte der Alt-Botschafter noch für die Wiederaufbaukonferenz in Lugano 2022. «Sie war ein guter Anfang.»

Auch David Vogelsanger, ehemaliger Schweizer Botschafter in Neuseeland, zeigt sich pessimistisch: «Neutrale Vermittlung bedingt, für beide Seiten glaubwürdig zu sein.» Ein sogenannter Friedensgipfel liesse sich nicht «auf der Basis der Kriegsziele der angegriffenen Partei» organisieren. Für einen diplomatischen Erfolg müsse man diskret vorgehen. «Nur der bescheidene, stille Vermittler hat Aussicht auf Erfolg.» Keinen Platz hätten hierbei «laute Ankündigungen», wie sie Cassis vorgenommen hat.

Jean-Pierre Vettovaglia, ehemaliger Schweizer Botschafter in Bukarest, bringt noch einen weiteren Aspekt ins Spiel: «Selenskyj hat nicht vor, mit Putin zu verhandeln, solange er an der Macht ist.» Der ukrainische Präsident habe sogar ein entsprechendes Gesetz erlassen. Trotzdem wolle Cassis offenbar als Selenskyjs Helfer einspringen und Verhandlungen ohne Russland aufgleisen. «An Widersprüchlichkeit ist das kaum mehr zu überbieten. Die Schweizer Diplomatie steht kopf. Sie ist völlig irrational geworden.»

«Stumpfes Instrument»

Einig sind sich die Ex-Botschafter auch in einem weiteren Punkt: Es war ein Fehler, dass die Schweiz EU-Sanktionen gegen Russland übernommen hat. Widmer, der sich in mehreren seiner Bücher ausführlich mit der Geschichte der Schweizer Neutralität befasst hat, sieht in den gegenwärtigen Russland-Sanktionen der Schweiz eine aussenpolitische Zäsur. «Die vollständige Übernahme der EU-Sanktionen hat der Neutralität stark geschadet. Als Vermittlerstaat spielen wir nun für die Grossmächte keine Rolle mehr. Sogar die US-Regierung sagte, dass die Schweiz nicht mehr neutral sei. Das muss uns schon zu denken geben.»

Der Alt-Botschafter ist überzeugt: Die Aufrechterhaltung des *courant normal* inklusive Umgehungsverhinderungsmassnahmen wäre für

die Schweiz besser gewesen. «Somit wäre der Handel auf das Niveau beschränkt worden, das vor dem Erlass der Sanktionen herrschte. Und damit hätte der Bundesrat weiterhin eine konstante Linie verfolgt.»

Vogelsanger spricht im Zusammenhang mit den EU-Sanktionen, denen sich die Schweiz angeschlossen hat, gar von einem schweren «Sündenfall». Die Sanktionen seien ein «stumpfes Instrument». «Im konkreten Fall scheinen sie der Wirtschaft der EU mehr zu schaden als der russischen.»

Liebeserklärungen an Kiew

Fast identisch sieht das auch Neutralitätsverfechter Georges Martin. Was seit dem russischen Angriff auf die Ukraine 2022 geschehen sei, habe mit einer neutralen Aussenpolitik der Guten Dienste nichts mehr zu tun. Bern hätte die EU-Sanktionen gegen Russland niemals eins zu eins mittragen dürfen. In der Kommunikation habe es an diplomatischem Finger-spitzengefühl gemangelt. «Das EDA betreibt

«Cassis hat den Boden vorbereitet, auf dem die Schweiz sich als neutraler Vermittler obsolet gemacht hat.»

Aussenpolitik bloss noch als Kommunikation, als eine Art Show. Die ständigen Liebeserklärungen an die Adresse von Selenskyj sind komplett fehl am Platz.»

Und woher kommt dieser Drang, sich auf der geopolitischen Arena inszenieren zu wollen? Jean-Pierre Vettovaglia scheint eine leise Vorstellung davon zu haben: «Der Aussenminister will eine Rolle spielen auf der grossen Bühne der Weltpolitik und die Schweiz als Muster-schüler präsentieren. Er inszeniert sich als grosser Friedensgipfel-Aussenminister.» Vettovaglia sieht bei Cassis Parallelen zum früheren Schweizer Aussenminister Flavio Cotti. «Auch er glaubte, er könne auf der halben Welt Konflikte lösen.» Bei Cassis sei diese einstige Cotti-Utopie zu beobachten.

Das Problem jedoch sei: Anders als zu Cottis Zeiten werde die Schweiz heute nicht mehr ernst genommen in Sachen Diplomatie. Eine wesentliche Schuld daran trage der heutige Aussenminister selbst. «Cassis hat den Boden vorbereitet, auf dem die Schweiz sich als neutraler Vermittler obsolet gemacht hat.» Genf als einstiges Mekka der Diplomatie gehöre inzwischen der Vergangenheit an.

Kann dieser schleichende Ausverkauf der Neutralität noch gestoppt werden? Für Georges Martin jedenfalls steht fest: Möglich ist das nur mit Engagement: «Nun ist es an den Schweizer Bürgern, aktiv zu werden. Eine weitere Nato-Annäherung ist nur über sie zu stoppen. Ohne Druck von unten werden die politischen Eliten keinen Millimeter weichen.»

UKRAINE-KRIEG

Jens Stoltenberg, «Putins Marionette»

John J. Mearsheimer

Jens Stoltenberg, Nato-Generalsekretär, spricht in der Sitzung des Gemeinsamen Ausschusses des Europäischen Parlaments am 7. September 2023: «Präsident Putin erklärte im Herbst 2021 und schickte tatsächlich einen Vertragsentwurf, den die Nato unterzeichnen sollte, um zu versprechen, dass die Nato nicht mehr erweitert wird. Das war es, was er uns geschickt hat. Und es war eine Vorbedingung dafür, nicht in die Ukraine einzumarschieren. Natürlich haben wir das nicht unterschrieben. Das Gegenteil war der Fall. Er wollte, dass wir das Versprechen unterschreiben, die Nato niemals zu erweitern. Er wollte, dass wir unsere militärische Infrastruktur in allen Verbündeten, die der Nato seit 1997 beigetreten sind, abbauen, das heisst die Hälfte der Nato, ganz Mittel- und Osteuropa, wir sollten die Nato aus diesem Teil unseres Bündnisses abbauen und eine



Seine Erklärung ist richtig: Stoltenberg.

Art B-Mitgliedschaft oder Mitgliedschaft zweiter Klasse einführen. Das haben wir abgelehnt. Also zog er in den Krieg, um die Nato, mehr Nato, in der Nähe seiner Grenzen zu verhindern.»

Jens Stoltenberg, Nato-Generalsekretär, spricht am 24. Februar 2024 –

dem zweiten Jahrestag des russischen Einmarsches in der Ukraine – in Kiew: «Präsident Putin hat diesen Krieg begonnen, weil er die Tür der Nato schliessen und der Ukraine das Recht verweigern wollte, ihren eigenen Weg zu wählen.»

Leute wie Jens Stoltenberg, die behaupten, die Nato-Erweiterung in der Ukraine sei die Hauptursache für den Ukraine-Krieg, werden gemeinhin als «Putins Marionette» oder «Putins nützlicher Idiot» bezeichnet. Dennoch ist Stoltenbergs Erklärung richtig.

John J. Mearsheimer ist Professor für Politikwissenschaft an der Universität Chicago.

Die vertriebenen Pferde vom Adlisberg

Die Stadt Zürich sieht Nutztiere als Gefahr für ihre Klimaziele.
Sie schliesst einen beliebten Pferdehof, um Biogemüse anzubauen.

Thomas Renggli

Sattgrüne Wiesen, dichte Wälder. Am Himmel zieht ein Mäusebussard seine Kreise, auf der Weide grasen majestätische Pferde. Wir befinden uns in der Stadt Zürich – und trotzdem mitten auf dem Land. Unweit von der Kunstseilbahn Dolder und dem prunkvollen Fünfsternerhotel. Der Adlisberg ist wie eine eigene Welt: frisch, unverbraucht, bodenständig. Zentrale Elemente: der traditionsreiche Gastbetrieb und der während Jahrzehnten betriebene Pferdehof.

Doch mit dieser Symbiose ist es bald vorbei. Grün Stadt Zürich hat die auslaufende Pacht mit dem Pferdehof neu ausgeschrieben und sich zu einer Neuorientierung in der Bewirtschaftung des sechzig Hektaren grossen Geländes entschieden. Anstatt für den Auslauf von Pferden und (einer Handvoll) Rindern

Dass viele Gäste und Anwohner mit dem neuen Regime nichts anfangen können, ist der Stadt Zürich egal.

soll das Areal künftig für nachhaltige und biologische Gemüseproduktion genutzt werden. Damit wurde der Pferdehofbetreiberin Monika Schürmann faktisch die Lebensgrundlage entzogen. Immerhin: Dank einer glücklichen Konstellation fand Schürmann in Uster ein neues Dach über dem Kopf für sich und ihre Pferde.

Von Nebengeräuschen übertönt

Was noch mehr erstaunt als der Pächterwechsel an sich ist die Begründung der städtischen Instanz: Die Tierhaltung gefährde (aufgrund des Methanausstosses der Rinder) das städtische Klimaziel. Ausserdem seien nicht genügend Stallungen vorhanden. Deshalb steigt das (städtisch subventionierte) Start-up Slow Grow ab dem 1. April in die Verantwortung.

«Slow grow» bedeutet «langsam wachsen» – und wirft nicht zuletzt bei den Anwohnern Fragen auf. Im Selbstbeschrieb heisst es auf der Website des Unternehmens: «Wir gehen neue Wege und engagieren uns für vielfältige, multifunktionale Produktionslebensräume.



Bald mehr Verkehr: Adlisberger Oase am Zürcher Stadtrand.

Denn, nur ein gesunder und belebter Boden sowie eine artenreiche, intakte Umwelt bieten den Pflanzen optimale Lebensbedingungen. Wir bewirtschaften uns anvertrautes Land. So erschaffen wir kreativ und intuitiv Wissen, für einen nachhaltigen, regenerativen Umgang mit der weltweit wichtigsten Ressource, der Humusschicht!»

Was im ersten Moment nachvollziehbar und vernünftig klingt, wird von Nebengeräuschen übertönt – im wahrsten Sinn des Wortes: Weil Slow Grow nach dem sogenannten Mosaikkonzept produziert, wird das Gemüse während zwölf Monaten angebaut. Vorgesehen sind auch Gewächshäuser. Dies wird unweigerlich zu erheblichem Mehrverkehr auf der engen Zufahrtsstrasse führen und sowohl Anwohner wie auch Gäste des Restaurants tangieren.

An einer Informationsveranstaltung wurde den Anrainern das neue Projekt vorgestellt. Weil dabei aber viele Fragen unbeantwortet blieben, richteten sich die «Adlisberger» am 6. Dezember 2023 in einem Brief an Stadtpräsidentin Corine Mauch sowie an Simone Brander, die Vorsteherin des Tiefbau- und Entsorgungsdepartements, mit folgenden Fragen: «Wieso wird ohne Not eine Existenz zerstört, und weshalb wird diese grosse Attraktion (der Pferdehof) anderswohin verbannt? Weshalb hat an der Informationsveranstaltung vom 1. November 2023 der neue Pächter fast nichts gesagt? Weshalb ist er ausgewichen, als er ge-

fragt wurde, ob Hanf angebaut wird? Weshalb wurde nicht erklärt, was geändert wird, sondern nur in Rätseln gesprochen von einer «grossen Veränderung» der Landschaft? Was sind «zusätzliche Strukturelemente»? Was ist «Abdeckmaterial»?»

Orientierung an «netto null»

Die Antwort aus dem Stadthaus kam noch vor Weihnachten (am 22. Dezember 2023). Darin heisst es unter anderem: «Im ganzen Prozess hat sich der damit beauftragte Fachbereich Landwirtschaft an den strategischen Zielen für die Stadtlandwirtschaft orientiert. Diese sind öffentlich einsehbar im Grünbuch der Stadt Zürich (Seite 32 ff.). In Ergänzung zu diesen Zielen orientiert sich Grün Stadt Zürich am Klimaziel «netto null», das von den Stadtzürcher*innen deutlich gefordert wurde. Grün Stadt Zürich hat so für die Landwirtschaftsflächen eine Bewirtschaftung ohne Tierhaltung gesucht und mit Slow Grow gefunden.»

Ausserdem schreibt Brander: «Meine Mitarbeitenden haben mir aber versichert, dass an der Veranstaltung Raum für eine intensive Diskussion über die Bewirtschaftung des Adlisberghofs genutzt wurde und dass Slow Grow keinen Hanf anbaut.»

Immerhin: Ein Konflikt mit dem Betäubungsmittelgesetz scheint ausgeschlossen. Dass viele Gäste und Anwohner mit dem neuen Regime auf dem Adlisberg aber nichts anfangen können, ist der Stadt Zürich egal.

Vorbildfrau 2024

Wenn die neue «Miss Germany» kritisiert wird, liegt dies in der Verantwortung der Organisatoren.



Ich habe noch nie verstanden, warum das Fokussieren auf physische Attraktivität schlecht sein soll. Ist Schönheit etwa weniger wert als beispielsweise Intelligenz? Intelligenz wird durch unsere Gene beeinflusst, Schönheit auch. Seit Jahrzehnten hat der Feminismus erfolgreich daran mitgewirkt, klassische Schönheitswettbewerbe von der grossen Bühne zu verdrängen oder sie in Weltverbesserungs-Events zu verwandeln. Der Fokus auf äussere Attribute degradiert die Frau angeblich zum (Sexual-)Objekt. Bei den «Miss America»-Wahlen müssen sich die Teilnehmerinnen nicht mehr im Bikini zeigen, wie die Organisatoren vor einigen Jahren verkündeten. Statt auf physische Attribute fokussiere man auf soziales Engagement und die Ziele im Leben der Teilnehmerinnen.

Und natürlich kann man die Neugestaltung kritisieren, wie auch ich es tat. Ich finde es schade, dass die Betonung der physischen Schönheit heute bei vielen dieser Wettbewerbe unter den Tisch gefallen ist. Ich sehe gern atemberaubend schöne Frauen, ich fühle mich auch nicht schlecht, weil meine Nase locker zweimal grösser ist als deren Stupsding oder meine Oberschenkelhaut um ein Vielfaches delliger. Ausserdem dienen diese Wettbewerbe so manchen angehenden Models als Sprungbrett ins Showbusiness. Ich erkenne auch nicht, wie diese umgewandelten Events das Leben von Frauen konkret verbessern sollen. Aber wenn die Veranstalter neue Konzepte entwickeln, die ihrer Meinung nach besser passen, haben sie jedes Recht dazu. Niemand zwingt uns, das anzusehen.

Nun wird auf der neugekürten «Miss Germany» herumgehackt, als ob sie persönlich den Angriff auf die Institution der Miss-Wahlen gestartet hätte. Menschen reagieren hämisch, weil Apameh Schönauer, 39, Zweifachmutter und im Iran geboren, nicht ins gängige Bild einer (deutschen) Schönheitskönigin passt. Ihr Foto wird von hier bis Amerika via X herumgereicht, es wird von «Woke-Wahnsinn» gesprochen und

Das ist etwa so, als würde man an der Fussballweltmeisterschaft neu Badminton spielen.

Bilder früherer Gewinnerinnen als Vergleich dazugepostet – alles mit dem zynischen Unterton, sie sei nicht schön genug, und dann auch noch mit iranischen Wurzeln! In *Germany!* Ach Göttchen. Das ist ein ziemlich absurdes Argument gegenüber der Berlinerin.

Klar kann man einwenden, dass die Kritik sich nicht gegen die Frau, sondern gegen die Veranstaltung richtet. Na ja, wenn du das Foto einer Person auf diese Art verbreitest, machst du sie zwangsläufig zur Zielscheibe deiner Kritik. Es ist nicht alles ein Skandal, und man vergisst oft zu schnell, dass da ein Mensch dahintersteckt, der vielleicht mitliest.

Die Veranstalter haben diese Kontroverse provoziert. Auf ihrer Website verkünden sie stolz: «Miss Germany 2024 – Auszeichnung für Frauen, die Verantwortung übernehmen», die Gewinnerin habe «mit ihrem Engagement für Frauenrechte» überzeugt. Wie gesagt, kein

Ding, man passt sich dem Zeitgeist an. Aber warum beharrt man darauf, den alten Markennamen beizubehalten, obwohl es nun vielmehr um soziales Engagement als um 90-60-90-Masse und Schönheit geht und das neue Konzept so gar nicht mehr zum klassischen «Miss Germany»-Image passt? Das ist etwa so, als würde man an der Fussballweltmeisterschaft neu Badminton spielen, der Wettkampf hiesse aber weiterhin Fussball-WM. Um vorausszusehen, dass dann auch die unschuldigen Badmintonspieler einen Teil der ewigen Online-Häme abkriegen, muss man nicht Mike Shiva selig sein. Mit «Miss Germany» verbinden nun mal die allermeisten eine Schönheitswahl, und bei dieser geht es vor allem um physische Attraktivität, es kämpfen nicht hehre Ziele gegeneinander.

Warum nennen sie den Wettbewerb nicht «Vorbildfrau-Award», «Frau der Verdienste» oder «Lady Engagement»? Das wäre passender für eine Veranstaltung, die Frauen für ihre Arbeit und nicht für ihre Sanduhrfiguren belohnt. Ganz einfach: weil eine «Vorbildfrau 2024» kaum jemanden hinterm Ofen hervorlockt und auch kaum Schlagzeilen generieren würde. «Miss Germany» hat Strahlkraft. Auf diese Gratis-Aufmerksamkeit möchte man offenbar doch nicht verzichten, Weltverbesserung hin oder her. Ich kann verstehen, dass man sich aus strategischen Gründen vom glamourösen Schein eines alten Zopfs nicht trennen will. Aber eine Gewinnerin unnötigerweise unfairen Vergleichen auszusetzen, kann ja auch nicht im Sinne von Frauen sein.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

Ich liebe hässliche Städte

Waren Sie schon einmal in Catania, Colorado City oder Kalkutta? Nein? Dann ist es höchste Zeit!

Sean Thomas

Es gibt viele Gründe, Catania zu besuchen, durchaus gute Gründe. Die Stadt ist eindrucksvoll alt, ihre Ursprünge gehen bis in das 8. Jahrhundert v. Chr. zurück. Es gibt einen hübschen barocken Altstadt kern. Nur wenige Schritte von der zentralen Piazza befindet sich der malerische Fischmarkt, ausgelegt mit schwarzen Tuffsteinplatten, die vor lauter Fischschuppen silbrig glänzen. Seit Jahrhunderten wird hier Tintenfisch feilgeboten.

Herrlicher Rausch in Tijuana

Und sonst? Catania hat eine bemerkenswerte Lage, der Ätna erhebt sich majestätisch am Horizont und stösst gelegentlich Rauchwölkchen aus, als wollte er uns seine Unberechenbarkeit vor Augen führen. In den Cafés kann man Casatelle di Sant'Agata essen, eine cremegefüllte Süßspeise, die an eine unbeugsame christliche Jungfrau aus dem 3. Jahrhundert erinnert, der die Brüste abgeschnitten wurden (während ich diese Zeilen schreibe, esse ich eine Brust). Überhaupt isst man hier ausgesprochen gut, was meine alte Erfahrung bestätigt, dass man in Italien am besten in den einfachen, touristisch nicht so überlaufenen Quartieren isst.



Die Kehrseite: Catania ist arm. Es ist schmutzig, ungepflegt, verwahrlost, umringt von dystopischen Vorstädten, jede freie Fläche mit Graffiti beschmiert. Die Atmosphäre ist nervös. Catania gilt als eine der gefährlichsten Städte Europas, zählt in jedem Fall zu den zehn Städten mit der höchsten Kriminalitätsrate pro

In Namibia ass ich Austern mit Blick auf den Schauplatz des ersten von Deutschen verübten Völkermords.

Kopf, mit Taschendiebstahl und Überfällen am unteren Ende, Mafiaverbrechen und Mord ganz oben.

Kurzum, Catania ist eine schreckliche Stadt, und genau deswegen finde ich sie schön. Soll ich Ihnen mein Reiseschriftstellergeheimnis verraten? Man zeige mir eine arme, nichtsagende, traurige, elende, abgelegene, mörderische, melancholische, eigenartige, verschlossene, abweisende, kalte, brennende, drogenversifft oder schlicht abstossende Stadt, und ich werde Ihnen eine Destination zeigen, die mich aus irgendeinem Grund anzieht, die ich sogar richtig schön finde.

In meinen Wanderjahren habe ich einige solcher Städte kennengelernt. Ich hatte eine fantastische Zeit in Blackpool. In Tijuana habe ich mir einen herrlichen Rausch angetrunken. In Lüderitz in Namibia habe ich köstliche Austern in einem Restaurant gegessen, das einen perfekten Blick auf den Schauplatz des ersten von Deutschen verübten Völkermords bot.

In Sachen Bizarrheit und Verzweiflung nehmen einige Städte allerdings einen besonderen Platz ein. Beispielsweise Kalkutta. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden erlebte ich einen fatalen Verkehrsunfall, meinen ersten Leprakranken, eine grosse Schlägerei auf der Strasse, Familien, die in der Kloake leben, Kinder, die in Bahnhöfen auf dem Perron schlafen, einen Toten, der auf einem Ghat verbrannt wurde, während drei Meter dahinter ein nackter Mann starb. Es war schockierend und deprimierend und zugleich faszinierend.

Ein anderes Beispiel ist Colorado City, direkt an der Grenze zwischen Utah und Arizona. Dort leben fundamentalistische Mormonen, polygame Typen, deren Frauen hochgeschlossene Kleider tragen. Die Häuser haben keine Fenster zur Strasse (damit man, wie es heisst, die vielen Frauen nicht zu Gesicht bekommt, die von staatlicher Unterstützung leben). Die Atmosphäre ist trübsinnig, verrückt und aufgeladen. Dennoch gibt es in Colorado City einen der besten Käseläden westlich der Rocky Mountains.

Ein weiteres Beispiel wäre Plati in Kalabrien, am Rand des Aspromonte-Bergmassivs. Ich war erst einmal dort, vor etwa zehn Jahren. Ich fuhr durch die Gegend auf der Suche nach einem Schauplatz für einen Roman, ohne bestimmtes Ziel, voller Neugier, was ich entdecken würde. Dann sah ich das Ortsschild von Plati. Dass es lauter Einschusslöcher aufwies, hätte mir vielleicht eine Warnung sein sollen: Fahr nicht weiter! Aber es hatte genau die entgegengesetzte Wirkung: Ich fuhr weiter.

Ich drückte aufs Gaspedal

Die Atmosphäre, die ein Fremder dort erlebt, ist schwer zu beschreiben. Während ich in meinem Auto (unverkennbar ein Mietwagen) langsam durch den Ort fuhr, registrierte ich nicht so sehr Feindseligkeit als vielmehr erstaunte Verachtung. Zunächst einmal wollte ich irgendwo einen Espresso trinken. Aber die Leute, die vor ihren ärmlichen Häusern sass, gaben mir durch Blicke zu verstehen, dass das keine gute Idee war. Und nirgendwo sah ich eine Bar. Plati schien ausschliesslich aus böseartig dreinblickenden Männern vor halbfertigen Häusern zu bestehen, mit ausrangierten Kühlschränken auf dem Dach. Ich drückte aufs Gaspedal, Kinder warfen mit Steinen nach mir, von einem Friedhof aus, und verjagten mich regelrecht aus der Stadt.

Sobald ich Plati hinter mir gelassen hatte, hielt ich in einer Waldlichtung und konsultierte Wikipedia. Wie sich herausstellte, hatte ich unbeabsichtigt einen der berühmtesten Orte Italiens besucht. Plati gilt als Hochburg



Soll ich Ihnen mein Reiseschriftstellergeheimnis verraten? Taxi-Idyll in Kalkutta.

der mächtigen kalabrischen 'Ndrangheta, neben der sich die sizilianische Mafia wie ein Verein von Weicheiern ausnimmt. Die offensichtliche Armut von Platì ist vorgetäuscht. Platì ist möglicherweise die reichste Stadt Italiens. Wie ich aus Wikipedia erfuhr, ist der Ort auch als «Wiege des Kidnappings» bekannt, mit unterirdischen Tunneln in den umliegenden Wäldern, die als Versteck für Entführte dienen, auch dort, wo ich gerade angehalten hatte. Während ich all das las, tauchten ringsum lokale Autos auf, was mir deutlich zu verstehen gab, dass es besser wäre zu verschwinden. Ich entfernte mich.

Abenteurer und Pioniere

Aber wissen Sie, morgen würde ich sofort wieder hinfahren (wahrscheinlich in Begleitung eines Bekannten, der über gute Kontakte verfügt). Weil ich es irgendwie interessant fand. Was finde ich an schrecklichen Städten interessant? Das ist leicht zu beantworten. Es gibt dort kaum Touristen, so dass man sich wie ein Abenteurer und Pionier fühlt, und Hotels sind billig. Solche Städte strahlen oft etwas Gefährliches aus, in vielerlei Hinsicht. Sie sind wirklich exotisch, zumal für einen

Und selbst wenn ich mich irre – die Brüste der heiligen Agatha schmecken köstlich.

Gourmet, der viel herumgekommen ist und schon viel gesehen hat. Und ich habe festgestellt, dass in schrecklichen Städten einiges oft ganz gut funktioniert, als wollte man das Leben etwas erträglicher machen, trotz all der Schrecklichkeiten.

Ich glaube auch, dass schreckliche Städte mitunter mehr über eine Region, eine Nation, eine Kultur verraten als ihre hübscheren Cousins. Es werden eher düstere Dinge sein, aber sie gehören zur Realität.

Und was hat Catania mir zu erzählen? Im Stadtzentrum gibt es eine kleine kreisförmige Piazza mit dem Teatro Massimo Bellini, dem vielleicht ungepflegtesten Opernhaus der Welt. Schräg gegenüber die Casa del Mutilato, ein graues Musterbeispiel faschistischer Architektur. Neben der Oper befindet sich eine Pizzeria, deren Kellner verzweifelt auf chinesische oder amerikanische Touristen hofft, die es dem Lokal ermöglichen würden, sich noch eine Weile zu halten. Kurzum, Catania gleicht Europa in einer Pistazienschale. Und selbst wenn ich mich irre – die Brüste der heiligen Agatha schmecken köstlich.

Sean Thomas ist englischer Schriftsteller und Journalist. Unter dem Namen Tom Knox publiziert er Thriller über Archäologie und Religion. Auf Deutsch sind seine Romane unter dem Pseudonym S. K. Tremayne erhältlich.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Verpasster Ausweg

Nr. 9 – «Zwölf CIA-Bunker in der Ukraine»
Editorial von Roger Köppel

Die *Weltwoche* vermittelt immer eine andere Perspektive auf den Ukraine-Krieg. Dies ist wertvoll. Allerdings ergibt sich dadurch der Eindruck der Zwangsläufigkeit, was Putins Einmarsch in die Ukraine betrifft. Dem muss entgegengehalten werden: Bereits im November 2021 war in einer grossen Schweizer Tageszeitung zu lesen, dass Putin auf der Einhaltung der Minsker Verträge bestehe. Diese haben Völkerrechtscharakter, und die Beteiligten sind verpflichtet, auf deren Einhaltung zu bestehen. Im November 2021 publizierten die USA auf ihrer Regierungswebsite eine Vereinbarung zwischen der Ukraine und den USA, in der stand, dass es das Ziel sei, die Ukraine in die EU zu integrieren und ihr den Eintritt in die Nato zu ermöglichen. Es fragt sich nun, warum angesichts dessen Putin nicht die Uno angerufen hat. Das wäre der Ausweg gewesen, denn Russland hatte in dieser Zeit einen recht guten Stand in der Weltgemeinschaft. Die Problematik wäre breit zum Thema geworden, und weder die USA noch Russland hätten angesichts dieser Öffentlichkeit ohne weiteres einen grausamen Krieg anzetteln können.

Catja Wyler van Laak, Kleinandelfingen

Sinnfrage

Nr. 7 – «Die Welt sollte ein Ganzes sein»
Interview von Tucker Carlson mit Wladimir Putin

Während Putin versucht, die Position Russlands verständlich zu machen, beladen die Amerikaner eventuell bereits ihre Tarnkappenbomber mit Atomraketen für einen nuklearen Erstschlag gegen Russland. Ob es jetzt noch Sinn macht,

uns zu überlegen, ob wir im «freien Westen» nicht vielleicht doch eher auf der «falschen Seite der Geschichte» gestanden sind?

Stefan Koch, Klosterneuburg (A)

Jeder Konflikt hat seine Vorgeschichte. Dieser Krieg hat schon begonnen mit dem Putsch am Maidan-Platz in Kiew im Jahr 2014 mit Beteiligung der USA (CIA) unter dem damaligen US-Präsidenten Barack Obama, der Russland und Europa schwächen wollte. Putin wurde von den Amerikanern und der Nato bewusst getäuscht. Dass der Angriff auf die Ukraine völkerrechtswidrig war, weiss nun wirklich jeder. Angesichts der schrecklichen Zerstörungen und des Verlusts von Menschenleben in den vergangenen zwei Jahren des Krieges müssten eigentlich sofortige Verhandlungen zwischen den Russen, den Ukrainern und den Amerikanern stattfinden. Nur so kann es Frieden geben.

Heinz Bänтели, Zürich

Anonymes Tauschmittel

Nr. 3 – «Bitcoins für alle»
Marc Friedrich über die Krypto-Währung

Die Blockchain-Technologie ist wirklich interessant, sicher und auch ausbaufähig. Aber sie ist komplex und schwierig zu verstehen. Darum sind IT-Lösungen rund um die Blockchain fehler- und das Umfeld betrugsanfällig. Im Dunstkreis der Kryptos bilden sich zudem unzählige undurchsichtige Investmentangebote mit unrealistischen Renditeaussichten. Bitcoin ist für mich weder eine Währung (weil kein gesetzliches Zahlungsmittel) noch ein Anlageinstrument, sondern vielmehr ein experimentelles, anonymes Tauschmittel. Ich hoffe, dass meine Pensionskasse trotz der neuen Möglich-

keiten von Investitionen in Bitcoin absieht.
Hansruedi Wartmann, Weinfelden

Grossartig, dass Sie das Thema Bitcoin entdeckt haben, zumal unser expansives und schuldenbasiertes Geldsystem im Kern die Ursache fast aller Probleme darstellt. Bitcoin ist unvermeidlich und im besten Sinne global disruptiv für Gesellschaft und Politik. Nach der Überwindung von abschreckenden Plattitüden offenbart sich einem ein faszinierendes *rabbit hole*.

Andreas Zellweger, Dübendorf

Kriegs-Extremisten

Nr. 8 – «Lieber Roderich Kiesewetter»
Kolumne von Matthias Matussek

Bedrohlich klingt in diesen Tagen, was manche Politiker so sagen.

CDU-Oberst Kiesewetter will «den Krieg nach Russland tragen»!

Herr Oberst, haben Sie sich das gut überlegt?

Was, wenn Putin den Krieg zurück nach Deutschland trägt?

Und das Konrad-Adenauer-Haus in Schutt und Asche legt?

Würden Sie das deutsche Volk befragen

nach der Bereitschaft, den Krieg im eigenen Lande zu ertragen?

Als weitere Kriegs-Extremistin präsentiert sich dann FDP-Frau Agnes Strack-Zimmermann.

Auf der Sicherheitskonferenz trägt sie ein Hemd, auf dem gedruckt sie radikal bekennt:

«Mit Taurus für die Ukraine bis zum Sieg!»

Wollen diese Kriegs-Extremisten bis zum Sieg gegen Russland den «totalen Krieg»?

Peter Lauer, Hannover (D)

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Iris Apfel (1921–2024)
Edgar Küng (1926–2024)



Opulenter Stil: Iris Apfel.

Die New Yorkerin war eine Influencerin, bevor es Instagram gab. Eine Stylistin, die nie eine solche benötigte. Oder, in ihren Worten, eine Regelbrecherin, eine zufällige Ikone («accidental icon»), ein geriatrisches Starlet. Ihren Stil beschrieb sie als «kontrollierten Barock». Ihre besondere Leistung war – abgesehen davon, dass sie während über sechzig Jahren erfolgreich ein Unternehmen führte –, länger besser gekleidet und stilvoller zurechtgemacht gewesen zu sein als die restlichen *clothes horses*, wörtlich «Wäscheständer», in ihrer Welt der schönen Leute und Dinge.

Was umso beachtlicher ist, als Apfel keine Modedesignerin war. Sondern Innenausstatterin; sie richtete ab den 1950er Jahren Häuser ein, etwa für Greta Garbo oder Estée Lauder. Sowie, zusammen mit ihrem Ehemann Carl, mit dem sie 67 Jahre lang verheiratet war (er starb 2015, im Alter von 101), Teppichherstellerin und -händlerin; das kinderlos gebliebene Paar belieferte etwa das Weisse Haus.

Iris Barrel, Tochter eines amerikanischen Kleinunternehmers und einer Russin, die eine Modeboutique führte, wuchs im New Yorker Stadtteil Queens auf. Sie studierte Kunstgeschichte, doch die ersten Schritte ihrer Laufbahn führten sie zu einer neuen Musikstilrichtung: Anfang der 1940er Jahre begann sie, über Jazz zu schreiben. Mode und Kleidung waren ihr damals bereits wichtiger – sie erinnert sich an ein Treffen mit einem Musiker, der ihr Duke Ellington vor-

stellen sollte, beziehungsweise sie erinnert sich vor allem daran, was sie dafür angezogen hatte: «Graue Flanellhosen mit passendem Kaschmirpullover und Loafers zu einem Cornell-Blazer aus weissem Flanell und mit weinroten Knöpfen, die das Wappen der Universität trugen. «Gute Güte, wer ist Ihr Schneider?», fragte der Musiker.» (Quelle: «Mehr ist mehr», ein Buch über ihren Stil, das vor zwei Jahren auf Deutsch erschien).

Von den Bewohnerinnen der Modewelt wurde sie erst ab den späten 1980er Jahren umarmt, da war sie bereits im Rentenalter. Die späte Beachtung hat damit zu tun, dass ihr opulenter Stil, Maximalismus sozusagen, die Gegenhaltung zum damals gerade schicken Minimalismus (etwa von Helmut Lang oder Jil Sander) darstellte. Und damit, dass sie die sorgfältig gewählte Garderobe weiterhin pflegte, als bequeme Kleidung und funktionale Schuhe längst mehrheitsfähig geworden waren.

Die bis an ihr Lebensende schlanke Iris Apfel hat vermutlich nie einen Trainingsanzug oder Sneakers getragen, möglicherweise nicht einmal Jeans (es gibt jedenfalls kein Bild von ihr in Denim im erwähnten Buch). Nur schon deshalb ragt sie aus der breiten Masse der Menschen heraus, die aufgegeben haben oder, netter gesagt, sich *age-appropriate*, ihrem Alter angemessen, (schlecht) kleiden. Vergangene Woche ist sie in ihrer Wohnung in Palm Beach gestorben. *Le beau monde* trägt Trauer.

Mark van Huisseling

Als nach dem Koreakrieg die Wirtschaft zu blühen begann, traten die ersten grossen Kommunikatoren auf. Rudolf Farner kehrte 1951 aus den USA zurück und gründete die erste auf die Marketinglehre gestützte professionelle Schweizer Werbeagentur, unter anderem für die Confiserie Sprüngli.

Victor N. Cohen, der in der Kriegszeit Werbeleiter bei Ringier gewesen war, transferierte grosse amerikanische Werbekampagnen nach Europa. Adolf Wirz warb ab 1953 für grosse Schweizer Marken wie Hero und Lindt, aber auch für Coca-Cola. Die Plakate malte Herbert Leupin (1966–1999). Schweizer Grafik (Leupin, Celestino Piatti, Donald Brun und andere) wurde exportfähig.

Zu den Ersten, die ausserhalb von Zürich eigenständige Schweizer Werbung betrieben, gehörte der Luzerner Edgar Küng. Wie viele andere Grafiker begann er als Kleingewerbler – und er musste unter dem Druck der ins Marketing eintauchenden Kunden wachsen und Full Service anbieten. Seine alljährlichen Plakate für den Genfer Autosalon wurden zu Sammelobjekten.

Der hagere, bis ins hohe Alter vitale Fachmann schaffte als einer der wenigen Grafiker den Sprung vom Grafikatelier zur Werbeagentur, die er an eine internationale Gruppe verkaufte, noch bevor er AHV bezog.

Aufsehen erregte seine Freundschaft und Kooperation mit dem Psychologen Max Lüscher, der schon 1947 eine Frühform eines Farbtests vorlegte, der später weltberühmt wurde. Edgar Küng, lebenslang seiner Heimatstadt eng verbunden, gehörte auch zu den frühesten Förderern des KKL. Er wurde 97 Jahre alt und starb am 22. Februar.

Karl Lüönd



Seine Plakate wurden Sammelobjekte: Edgar Küng.

Anlagebetrüger in der Klimapolitik

Die CO₂-Gesetzgebung beruht auf unhaltbaren Versprechen und vorgegaukelten Renditen.



Würde die CO₂-Gesetzgebung nach den gleichen Kriterien beurteilt, wie Vermögensverwaltung und Kollektivanlagen reguliert werden, hätten die Klimapolitiker Verfahren wegen Unseriosität oder Betrugs und Berufsverbote am Hals. Im Moment läuft im Parlament die Aushandlung zum verfeinerten CO₂-Gesetz – und zwei der wichtigsten Grundlagen sind vollständig faul.

Erstens beruht das Ganze auf dem Versprechen, dass die Schweiz bis 2050 den Ausstoss von Treibhausgasen auf netto null reduzieren werde. Anders gesagt: Innerhalb von dreissig Jahren will man den Einsatz fossiler Energieformen auf praktisch null abwürgen, nachdem Erdöl, Gas und Kohle vorher über zweihundert Jahre lang als zentrale Grundlage und treibende Kräfte für den Aufbau von Wohlstand, Gesundheit, Technologien und Wissen enorme Wirkung entfaltet haben und diese heute noch haben.

Mit dem Netto-null-Versprechen 2050 Politik zu machen, ist etwa so unseriös, wie wenn Finanzjongleure jährliche Renditen von 20 oder 50 Prozent auf Vermögensanlagen in Aussicht stellen. Renommierete Naturwissenschaftler sagen, sie würden jede Wette annehmen, die auf ein Scheitern des Netto-null-Ziels setzt. Aber National- und Ständerat erarbeiten jetzt ein CO₂-Gesetz, dessen Kosten und Massnahmen auf dieser wahnwitzigen Idee basieren. Dass das Volk dieses Ziel seinerzeit angenommen hat, bedeutet nicht, dass sich die Politiker um die Verantwortung drücken können.

Zweitens wird in der Gesetzgebung so getan, als ob die Elektroautos kein CO₂ ausstossen

würden. «Elektro» wird mit «null Emissionen» gleichgesetzt, der CO₂-Anfall bei der Stromerzeugung sowie der Batterie- und Fahrzeugproduktion werden also nicht berücksichtigt.

Dieses Täuschungsmanöver brütete die EU-Kommission aus, als sie Grenzwerte für CO₂-Emissionen von Autofлотten vorzuschreiben begann, vor allem um die deutsche Autoindustrie zu schädigen. Der Elektroantrieb sieht jetzt scheinbar sauber aus, obwohl er bei wahrheitsgetreuem Vergleich bei der derzeitigen Stromproduktion plus/minus ähnlich abschneidet wie ein Dieselmotor.

Die Schweizer Gesetzgebung übernimmt diese Schummelei der EU als wichtige Grundlage. Im Grunde ist das Täuschungsmanöver allerdings allen beteiligten Interessengruppen bewusst. Für die meisten lohnt es sich aber, das Spiel mitzumachen, weil ihr viel wichtigeres Ziel darin besteht, aus den ganzen Klimamassnahmen möglichst viele Subventionen für sich herauszuholen, die andere bezahlen.

Direkt auf der Linie des Netto-null-Versprechens und der Lüge vom emissionsfreien Strom liegt die neue Initiative für einen Klimafonds, die Sozialdemokraten und Grüne lanciert haben. Sie versprechen darin Investitionen mit enormen Renditen – so wie es unsolide oder betrügerische Vermögensberater täten.

Regulierungsoffensive

Die Unternehmen in der EU und wohl auch im übrigen Europa sind gerade noch einmal einem Bürokratisierungsschub entgangen. Jedenfalls vorläufig. Vergangene Woche hat der Europäische Rat die sogenannte Richtlinie über die

Sorgfaltspflichten von Unternehmen bezüglich Nachhaltigkeit (Corporate Sustainability Due Diligence Directive, CSDDD) auf Eis gelegt.

Rat und Parlament hatten vorher bereits eine vorläufige Einigung erreicht und die rasche Umsetzung in Aussicht gestellt, aber weil bis zuletzt unter anderem Deutschlands Zustimmung fehlte, bleibt das Projekt nun doch hängen. Die Wahrscheinlichkeit ist gering, dass die Regulierungsoffensive vor den EU-Wahlen noch weiter vorankommt.

Die CSDDD-Richtlinie ist eine Art Lieferketten- oder Konzernverantwortungsgesetz, welche «die Pflichten grosser Unternehmen (ab 500 Mitarbeitern oder 150 Millionen Euro Umsatz) hinsichtlich der tatsächlichen und potenziellen Auswirkungen ihrer Tätigkeiten auf die Umwelt und die Menschenrechte» regeln soll.

Der Anspruch ganz kurz: Es soll Umwelt und Menschenrechte in der EU und weltweit schützen. In die Pflicht nehmen und unter Überwachung stellen will man die gesamten Ketten der Geschäftstätigkeiten der Firmen, das heisst vorgelagerte Lieferbeziehungen und Ähnliches sowie zum Teil nachgelagerte wie Vertrieb oder Recycling.

Die Richtlinie sieht zudem Sanktionen und zivilrechtliche Haftung bei Verstössen vor. Und nichts geht ohne Klima-Moral: Die Firmen sollen einen Plan erstellen, der gewährleistet, dass Geschäftsmodell und Strategie mit dem Pariser Klimaschutzübereinkommen vereinbar seien.

Irgendwann wird Brüssel die Regulierungsoffensive wieder aufnehmen, und in der Schweiz gibt es zahlreiche Interessengruppen, die solche EU-Regeln kopieren wollen.

UNTERNEHMEN

ALDI SCHWEIZ



«Was zu wenig nachgefragt wird, verschwindet aus den Regalen»: Aldi-Suisse-Filiale.

Der Markteintritt von Aldi löste in der einheimischen Branche keine Begeisterung aus.

Seite 56

Rund 90 Prozent sind Eigenmarken, über 50 Prozent des Angebots stammt aus der Schweiz.

Seite 57

Die Mission: «Regional und biologisch hergestellte Produkte dürfen kein Luxus sein.»

Seite 58

Das fabelhafte Aldi-Prinzip

Mit Geschick hat sich der deutsche Lebensmittelhändler in der Schweiz etabliert. Entscheidend sind: Qualität zu tiefen Preisen und ein überschaubares Angebot.

Michael Baumann

Dass der Lebensmitteldiscounter Aldi erst relativ spät, im Jahr 2005, in die Schweiz expandierte, hatte in erster Linie mit Denner-Gründer Karl Schwenk zu tun. Denn dieser war ein guter Freund von Karl Albrecht, der sich 1961 geschäftlich von seinem Bruder Theo getrennt hatte. Karl führte fortan in Deutschland Aldi Süd, während Theo Aldi Nord übernahm. Durch ein Gentlemen's Agreement mit dem Schweizer Detailhandelsunternehmer sah Aldi Süd lange Zeit davon ab, im südlichen Nachbarland Fuss zu fassen. Als dann aber Lidl bekanntgab, in der Schweiz die Geschäftstätigkeit aufnehmen zu wollen, gab es auch für Aldi kein Halten mehr. Die ersten Filialen konnten sogar vier Jahre vor dem grössten Konkurrenten aus dem eigenen Land eröffnet werden.

Der Markteintritt von Aldi löste in der einheimischen Branche erwartungsgemäss keine Begeisterung aus. Die Platzhirsche Migros und Coop, die sich den Markt praktisch untereinander aufteilten, wollten keinen Konkurren-

Die Platzhirsche Migros und Coop wollten keinen Konkurrenten am Tisch haben.

ten am Tisch haben, der schon in etlichen anderen Ländern äusserst erfolgreich unterwegs war: in Österreich (seit 1968), in den USA (1976), in Grossbritannien (1990), in Irland (1999) und in Australien (2001). Heute ist Aldi Süd in insgesamt elf Ländern auf vier Kontinenten prä-

sent, betreibt über 6500 Filialen und beschäftigt rund 155 000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. «Der Anfang war für uns nicht einfach», blickt Jérôme Meyer, der charismatische CEO von Aldi Suisse, im Gespräch zurück. «Auf die Konkurrenz aus Deutschland hatte in einem gesättigten Markt niemand gewartet.» So gross wie bei McDonald's war die Abneigung gegen Aldi aber nicht: 1982 hatte es einen Brandanschlag auf die Filiale der amerikanischen Fastfood-Kette am Zürcher Stauffacher gegeben.

Schritt für Schritt

Doch immerhin mieteten die Mitbewerber Ladenflächen nur deshalb, um Aldi zu verhindern, gibt Jérôme Meyer zu Protokoll. «Und Lieferanten wurden unter Druck gesetzt. Wer



«Wir sind durchschnittlich 30 Prozent günstiger als die Konkurrenz»: Aldi-Suisse-Chef Jérôme Meyer.

in Betracht zog, uns zu beliefern, lief Gefahr, von den Grossen nicht mehr berücksichtigt zu werden.» Notgedrungen eröffnete Aldi die ersten Filialen in ländlichen Gegenden und konnte die urbanen Räume und Städte erst später Schritt für Schritt erobern. Gestartet wurde mit vier Geschäften in Altenrhein SG, Amriswil TG, Gebenstorf AG und Weinfelden TG; schon 2009, als Lidl die ersten Läden in der Schweiz eröffnete, umfasste das Filialnetz von Aldi hundert Standorte.

Expansion ins Engadin

Mittlerweile betreibt Aldi Suisse 241 Filialen sowie 3 Logistikverteilzentren in Schwarzenbach SG, Perlen LU sowie Domdidier FR und zählt gut 3900 Mitarbeiter. «Heute sind wir mit unserem Filialnetz sehr zufrieden», erklärt Jérôme Meyer, gebürtiger Bauernsohn aus dem Elsass und hierzulande längst eingebürgert, der schon als Student in München Kunde bei Aldi war und später als Angestellter wegen seiner Zweisprachigkeit in die Schweiz geschickt wurde. Dabei steht er im Hauptsitz in Schwarzenbach SG vor einer Schweizer Karte, auf der mit Nadeln die Filialen markiert sind, die in Betrieb sind, und diejenigen, die sich im Bau oder in der Planung befinden. Viele weisse Flecken sind in den besiedelten Gebieten nicht mehr auszumachen. Sogar im Engadin, in Samedan, konnte Aldi einen Laden eröffnen, was der Migros lange Zeit nicht gelungen war. Durch den anfänglichen Widerstand habe sich Aldi nicht entmutigen lassen. «Er hat uns vielmehr stärker gemacht, denn wir mussten besser werden und verlässlich sowie engagiert sein.»

Der Erfolg gibt Aldi recht: Der Marktanteil ist auf über 7 Prozent gestiegen, und die Aldi-Lastwagen mit Anhängern, auf denen freche Sprüche stehen, sind auf den Strassen nicht zu übersehen. Auf das Geheimnis dieses Siegeszuges angesprochen, sagt Jérôme Meyer, dass sich Aldi überall konsequent an den Bedürfnissen der Kundschaft ausrichte. «In England zum Beispiel gilt Aldi als der britischste Lebensmittelladen, analog sieht es in Irland aus.» Dorthin will er auch in der Schweiz kommen. Erreicht werde dieses Ziel aber nicht, indem Aldi einfach die Konkurrenz kopiere und dasselbe wie alle anderen mache.

Maximal 1800 Artikel

Als Aldi-Prinzip beschreibt Meyer die Strategie, die in allen Ländern, wo der Detailhändler operativ tätig ist, bei den Kunden ankomme und funktioniere. Daran habe sich nichts geändert, seit die Gebrüder Albrecht nach dem Zweiten Weltkrieg den Tante-Emma-Laden ihrer Mutter übernommen hätten. Dazu gehörten ein schlankes Sortiment, günstige Preise und tiefe Betriebskosten. «Was zu wenig nachgefragt wird, verschwindet aus den Regalen», führt er aus. Heute gebe es weltweit in den Aldi-



Pragmatismus durch und durch: Aldi-Suisse-Filiale in Lausen BL.

Läden ein auf maximal 1800 Artikel limitiertes dauerhaftes Angebot.

Rund 90 Prozent der Produkte werden als Eigenmarken hergestellt, über 50 Prozent des Angebots stammen aus der Schweiz, und bei mehr als 10 Prozent handelt es sich um Bio-Erzeugnisse. Jeder Kunde findet überall das gleiche Sortiment, lediglich die Menge variiert je nach Ladenfläche, die zwischen 800 und 1100 Quadratmeter umfasst. Aber die Produkte des täglichen Bedarfs finden die Kundinnen und Kunden laut dem CEO von Aldi Suisse in jeder Filiale. Mit einer breiteren Produktauswahl würde Aldi zwar mehr Gewinn erzielen und den Marktanteil vergrössern, aber auch Mehrkosten verursachen, die sich auf die Preise auswirken würden.

Das alles will Aldi aber gar nicht. Viel wichtiger sei es, in der Schweiz die tiefste Kostenstruktur der Branche zu haben und den Kunden attraktive Preise anbieten zu können. «Wir sind durchschnittlich 30 Prozent günstiger als die Konkurrenz – darauf können sich unsere Kunden verlassen», verspricht Jérôme Meyer. Und Mengenrabatte beim Einkauf würden eins zu eins den Kunden weitergegeben. Ein anderes kleines Element des Erfolgs sieht er darin, dass in jedem Aldi-Laden die gleichen Produkte am gleichen Ort zu finden sind. «Dieser Umstand erleichtert die Orientierung, langes Suchen gibt es für unsere Stammkunden nicht.»

Aber auch für die Logistik des Unternehmens hat diese Anordnung Vorteile: Aldi wolle die Produkte zu den tiefsten Kosten von A nach B bringen und rasch in den Läden einräumen können. «Bei uns wissen alle Mitarbeiter immer ganz genau, wohin welches Produkt kommt, was viel Zeit und damit wieder Kosten einspart.» Gleichwohl soll das Einkaufserlebnis der Kunden verbessert werden, weshalb alle Läden renoviert wurden. Heute befinde sich die Möblierung der Filialen von der Anmutung her auf einem viel höheren Niveau als beim Markteintritt.

Das Wohlergehen der Angestellten ist seit je Teil der DNA von Aldi. Auf das Onboarding neuer Mitarbeiter wird laut Jérôme Meyer grösster Wert gelegt. Die Fluktuationsrate habe 2023 den tiefsten Wert in der Geschichte von Aldi Suisse erreicht. Den Lehrlingen wird für die ganze Zeit eine Ansprechperson zur Verfügung gestellt. Und in den drei Logistikbetrieben kommt täglich ein interner Ergo-Coach vorbei, der ein rund zehnminütiges Programm zusammenstellt, an dem vor Arbeitsbeginn teilnehmen kann, wer möchte. «Wir hatten festgestellt, dass die meisten Verletzungen in den ersten fünfzehn Minuten der Arbeitszeit passieren, und wollten etwas dagegen unternehmen.»

Höchster Mindestlohn der Branche

Zum Aldi-Prinzip gehört auch, dass die Angestellten anständig entlohnt werden und die Lieferanten gute Preise erhalten. Beiden müsse es gutgehen, sonst seien sie nicht motiviert. «Wir sind stolz darauf, mit 4700 Franken den höchsten Mindestlohn im Schweizer Detailhandel zu haben, der dreizehn Mal im Jahr ausbezahlt wird. Ausserdem gilt bei uns Lohngleichheit auf allen Stufen zwischen weib-

Aldi Suisse betreibt 241 Filialen sowie 3 Logistikverteilzentren und zählt gut 3900 Mitarbeiter.

lichen und männlichen Mitarbeitenden», erklärt Meyer. Aldi sei interessiert an möglichst langen und stabilen Angestelltenverhältnissen und Partnerschaften mit Lieferanten. Zum Beispiel mit Bauer Hans Graf aus dem Rheintal arbeitet Aldi seit 2005 zusammen. «Er war der erste Lieferant, der von Anfang an voll auf uns gesetzt hat und damals ein gewisses Risiko einging», blickt Meyer zurück. Gemeinsam sei man in den letzten bald zwanzig Jahren gewachsen und erfolgreich geworden. >>>



Schlankes Sortiment, tiefe Betriebskosten: Aldi-Suisse-Filiale in Ingenbohl SZ.

DETAILHANDEL

Nachhaltigkeit, Bio, Regionalität

Nebst dem Kerngeschäft, dem Verkauf von Lebensmitteln, und Aktivitäten in der Reise- sowie Mobilfunkbranche spielt bei Aldi Suisse die Nachhaltigkeit eine grosse Rolle. Das Unternehmen hat sich zum Ziel gesetzt, bis 2030 die Verpackung bei Eigenmarken um 15 Prozent zu reduzieren. Auch *food waste* soll möglichst vermieden werden, indem nicht zu viel Ware in die Läden geliefert wird. Was trotzdem noch übrig bleibt, übergibt Aldi an karitative Organisationen. In diesem Zusammenhang ist der Detailhändler Hauptpartner der «Schweizer Tafel».

Seit 2020 produziert Aldi auf den Dächern von 74 Filialen und der Logistikverteilzentren Perlen und Schwarzenbach Solarstrom, mit dem der Detailhändler 10 Prozent des Energiebedarfs abdecken kann. Im letzten Jahr sind die ersten reinen Elektrolastwagen zur Flotte gestossen. Und mit Gofast schloss Aldi einen Rahmenvertrag ab, um bei den Filialen Schnellladestationen für E-Fahrzeuge zu installieren.

Eigenes Bio-Label

Weil Aldi von Bio Suisse die Knospens-Zertifizierung verweigert wurde, obwohl alle Bedingungen erfüllt waren, schuf die Firma kurzerhand das eigene Label «retour aux sources». Mittelfristig sollen 50 Prozent des Bio-Sortiments so zertifiziert werden. «Diese Bio-Eigenmarke kommt bei den Kunden super an, und die vergleichbaren Produkte sind sogar 30 Prozent günstiger als bei Bio Suisse», sagt Jérôme Meyer, CEO von Aldi Suisse. Mit dem Biobauern

Hans Braun aus Rothrist entwickelte Aldi für dieses Label zudem Bio-Milchprodukte, bei deren Herstellung keine Antibiotika verwendet werden.

Exklusive Siegererzeugnisse

Braun ist auf diesem Gebiet und bei diesem Projekt ein Pionier und heute ein ganz wichtiger Partner von Aldi. Mittlerweile sind 39 Milchbauern bei diesem Programm dabei – und es werden immer mehr. Am gesamten «retour aux sources»-Programm nehmen über hundert Bauern teil. Diese produzieren auch Fleischprodukte aus antibiotikafreier Haltung. «Zudem haben wir Gemüse und Obst, bei denen kein Dünger aus Schlachtabfällen verwendet wird», erzählt Meyer. Und die Marke werde laufend ausgebaut, demnächst beispielsweise auf Produkte wie Schafsmilch und Schafsmilchjogurt.

Auch die Förderung regionaler Produkte hat sich Aldi auf seine Fahne geschrieben: Unter der Regio-Eigenmarke «Saveurs Suisses» werden Schweizer Spezialitäten verkauft. «Wir bieten Gewähr, dass aus dem Erlös von deren Verkauf die entsprechende Region direkt profitiert und Geld dorthin zurückfliesst», erklärt Meyer.

Exklusiv bei Aldi zu finden sind sodann die Siegererzeugnisse, die jährlich aus dem Schweizer Wettbewerb der Regionalprodukte in Delsberg hervorgehen. Partnerschaften mit der Schweizer Sporthilfe und Caritas runden das gesellschaftlich-soziale Engagement ab.

Michael Baumann

Für den CEO von Aldi Suisse ist es deshalb wichtig, dass die landwirtschaftlichen Partner fair bezahlt werden, damit die Betriebe eine Zukunft haben. «Kurzfristige Deals sind nicht unser Ding», sagt er. In der Corona-Zeit habe Aldi dann von der Loyalität der Partner profitiert und sei sehr gut durch die Krise gekommen. Der Anteil an in der Schweiz hergestellten Produkten sei über die Jahre ständig gestiegen. «Unser Fleisch vom Rind, Kalb und Schwein im Standardsorti-

«Unser Fleisch vom Rind, Kalb und Schwein stammt mittlerweile zu 100 Prozent aus der Schweiz.»

ment stammt zum Beispiel mittlerweile zu 100 Prozent aus der Schweiz.» Nur beim Poulet müsse ein Teil importiert werden, weil es schlichtweg zu wenig einheimische Produzenten gebe. Bei den Importen könne Aldi Suisse von der Grösse des Unternehmens profitieren.

Frischeangebot weiter ausbauen

Bio-Produkte und die beste Qualität für alle erschwinglich zu machen, ist ein weiteres Ziel, das Jérôme Meyer verfolgt. «Regional und biologisch hergestellte Produkte, die Symbole für gesunde Ernährung, dürfen kein Luxus sein», umreist er seine Mission. Aldi Suisse wolle in Zukunft das Frischeangebot ausbauen, namentlich beim Fleisch, Gemüse, Obst und Brot. «Aus unserer Sicht müssen sich Discount und Frische nicht ausschliessen.» So will er noch mehr Vertrauen der Schweizer Kunden gewinnen. Seit letztem Jahr verkauft Aldi in der Schweiz kein Obst und Gemüse mehr, das mit dem Flugzeug transportiert werden muss.

Stark ausgebaut hat das Unternehmen auch sein Onlineangebot in den Städten namens Aldi-now, bei dem die Bestellung jeweils in der nächsten Filiale abgepackt und von dort aus ausgeliefert wird. «So mussten wir keine separate Organisation aufbauen, und die Angestellten können sich um die Bestellungen kümmern, wenn im Laden gerade nicht so viel los ist.» Pragmatismus durch und durch.



LITERATUR UND KUNST

Die klassischen Models
haben ausgedient.
Ihre Nachfolgerinnen
sind von KI generiert.
*Tom Kummer,
Seite 66*

Herausgegeben von Daniel Weber



Tausend Perlen auf der Haut.

Félix Vallotton, *Trois femmes et une petite fille jouant dans l'eau*, 1907 – Wasser ist der Ursprung all dieser rätselhaften Dinge, in, durch und mit denen wir sind. Vielleicht deshalb fließen wir ihm immer wieder entgegen, tauchen in seine Mannigfaltigkeit ein, sehnen uns nach ihm; nach seinem Reinigenden, seinem Tragenden, seinem Wohltuenden, seinem Erfrischenden, seiner Unfassbarkeit.

Wir befreien uns von den Hüllen, den inneren und den äusseren, wir machen uns nackt, und dann kehren wir zurück in jenes Element, das unser Sein hat werden lassen. Wir treiben von uns weg und auf uns zu, es lässt das Herz pochen und das Blut durch unsere Venen mal rauschen,

mal plätschern. Ein Bad im Wasser ist jedes Mal wie eine kleine, kaum wahrnehmbare Wiedergeburt, eine irdische Auferstehung.

Die Griechen, natürlich, schufen einen Begriff dafür; Katharsis. Er umschreibt all die Stadien und Sphären der Reinigung und der Sühnung auch. Beim Baden verwässern all die Dinge, die einen, auf welche Art auch immer, festhalten, die an einem kleben und nicht loslassen wollen. Der Sprung ins Wasser ist einer in ein Meer der kleinen Freiheiten, eine Taufe, die das Leben segnet, eine kurze Befreiung von den Lasten und den Verunreinigungen des Seins.

Badende kehren stets zurück ins Spielerische, ins Kindliche gelegentlich, manchmal scheint

es, dass Wasser gar das Alter verwässern kann, kehren zurück ins Unbeschwerte, treiben im Fluss der Zeit, der manchmal wie zeitlos sanft strömt. Und verlassen die Badenden dann das Wasser, mit tausend Perlen auf der Haut, und kehren zurück auf festen Grund, fließt das Dasein noch eine Zeitlang aufs angenehmste durch einen hindurch, ohne anzuecken.

Félix Vallotton (1865–1925), ein Lausanner, wusste um die Kraft und die Magie des Wassers. Immer wieder kehrte er zu ihm zurück und tauchte in es ein und gab ihm Form und Farbe und Schönheit auch. Seine gemalten Wasser sind flüssige Träume, die das Zerrinnende festhalten.

Michael Bahnerth

«Ach, Leute, Leute, ist das eine Zirkusvorstellung!»

Zum 100. Geburtstag von Johannes Mario Simmel erscheint endlich eine Biografie. Der auflagenstarke Erzähler war all jenen weit voraus, die über ihn die Nase rümpften.

Holger Fuss

Claudia Graf-Grossmann: «Mich wundert, dass ich so fröhlich bin». Johannes Mario Simmel – die Biografie. Droemer Knaur. 368 S., Fr. 41.90

In seinen Berliner Kindheitserinnerungen «Ich nicht» erzählt Joachim Fest eine Begebenheit, die sein literarisches Empfinden fortan prägen sollte. Während sich im Frühsommer 1939 der nächste Weltkrieg wie ein dräuendes Gewitter ankündigt, besucht der Knabe Joachim an den Samstagen einen jüdischen Freund der Familie, der ihm die Schätze seiner Bibliothek nahebringt. Dr. Meyer ermahnt den Zwölfjährigen, die Bücher und ihre Verfasser nicht allzu ernst zu nehmen. «Alle schöne Literatur sei sozusagen im Zirkus zu Hause und habe eine juxhafte Seite», so überliefert Fest die Worte des Freundes, der eines Tages unauffindbar verschwand und wohl von den Nazis ermordet wurde.

Ähnlich paradox geht es bei Johannes Mario Simmel zu. Der Wiener Simmel, 1924 geboren, ist gut zwei Jahre älter als der Berliner Fest – sie zählen also zur selben Generation. Und ausgerechnet in jenem Feuilleton, das der FAZ-Herausgeber Fest damals leitete, wurde dem bis dahin stets als «Bestseller-Mechaniker» verhöhnten Simmel endlich literarische Anerkennung zuteil. Frank Schirrmacher schrieb 1987 anlässlich des Genforschungs-Thrillers «Doch mit den Clowns kamen die Tränen»: «Man soll Simmel nicht schmähen.» Gewiss, «die ästhetischen Errungenschaften der Kunst unseres Jahrhunderts» seien Simmel gleichgültig, und «selbstverständlich vergisst er nie, an den Verkauf zu denken». Aber: «Er denkt sich aus, was passierte, wenn aus den Tagesmeldungen eine Geschichte würde.» Es war für Simmel der langersehnte Durchbruch bei der deutschen Literaturkritik.

Mehr als siebzig Millionen Mal wurden Simmels Romane weltweit verkauft, in den meisten deutschen Wohnzimmern waren in den Bücherborden der Schrankwände seine Buchrücken zu sehen mit der markanten Pinselschrift auf den Umschlägen. Simmel hat mit seinen Thrillern, die er stets listig als Liebes-

romane schminkte und penibel wie Reportagen recherchierte, von den 1960er bis in die 1990er Jahre eine Chronik der Nachkriegsepoche geschaffen. Wer wissen will, warum 1967 die Angst vor Neonazis in der Luft lag, erfährt es in «Alle Menschen werden Brüder». Wer auf die Machenschaften des Finanzkapitalismus anno 1973 neugierig ist, liest «Die Antwort kennt nur der Wind». Die Lage der Ökobilogische Bewegung 1990 entnehmen wir «Im Frühling singt zum letztmal die Lerche».

Akne, Stottern, Alkoholsucht

Zu Simmels 100. Geburtstag am 7. April bringt sein Hausverlag Droemer Knaur eine ausführliche Biografie über ihn heraus. Verfasst hat sie Claudia Graf-Grossmann, hauptberuflich eine Kommunikationsberaterin in der Schweiz, die vor allem über Simmels Kindheit und Jugend erstaunliche Details zutage gefördert hat.

Es ist das Drama eines Knaben, dessen Vater von evangelisch konvertierten Juden abstammt, dessen Mutter evangelisch getauft ist und der somit nach Hitlers Rassenarithmetik als Halbjude gilt. Simmel ist vierzehn, als sich das Deutsche Reich Österreich als Ostmark einverleibt und sein Vater Walter, Geschäftsmann, Jude und Sozialist, nach Grossbritannien flieht. Walter Simmel stirbt dort kurz vor Kriegsende an einem Nierenleiden. Mutter Lisa bleibt mit

Tochter Eva und Sohn Jan, wie Simmel gerufen wird, in Wien zurück und schlägt sich als Lektorin der stramm nationalsozialistischen Wien-Film durch. Der junge Simmel reagiert mit Akne, Stottern und später mit Alkoholsucht.

Seine Biografin mutmasst über eine Traumatisierung, die Simmel zeitlebens begleitet hat. War sein lebenslanger Hass auf Nazis nicht allein dem politischen Anstand geschuldet, sondern vor allem einer seelischen Erschütterung in Jugendjahren? Dieses Gefühl von «Über-

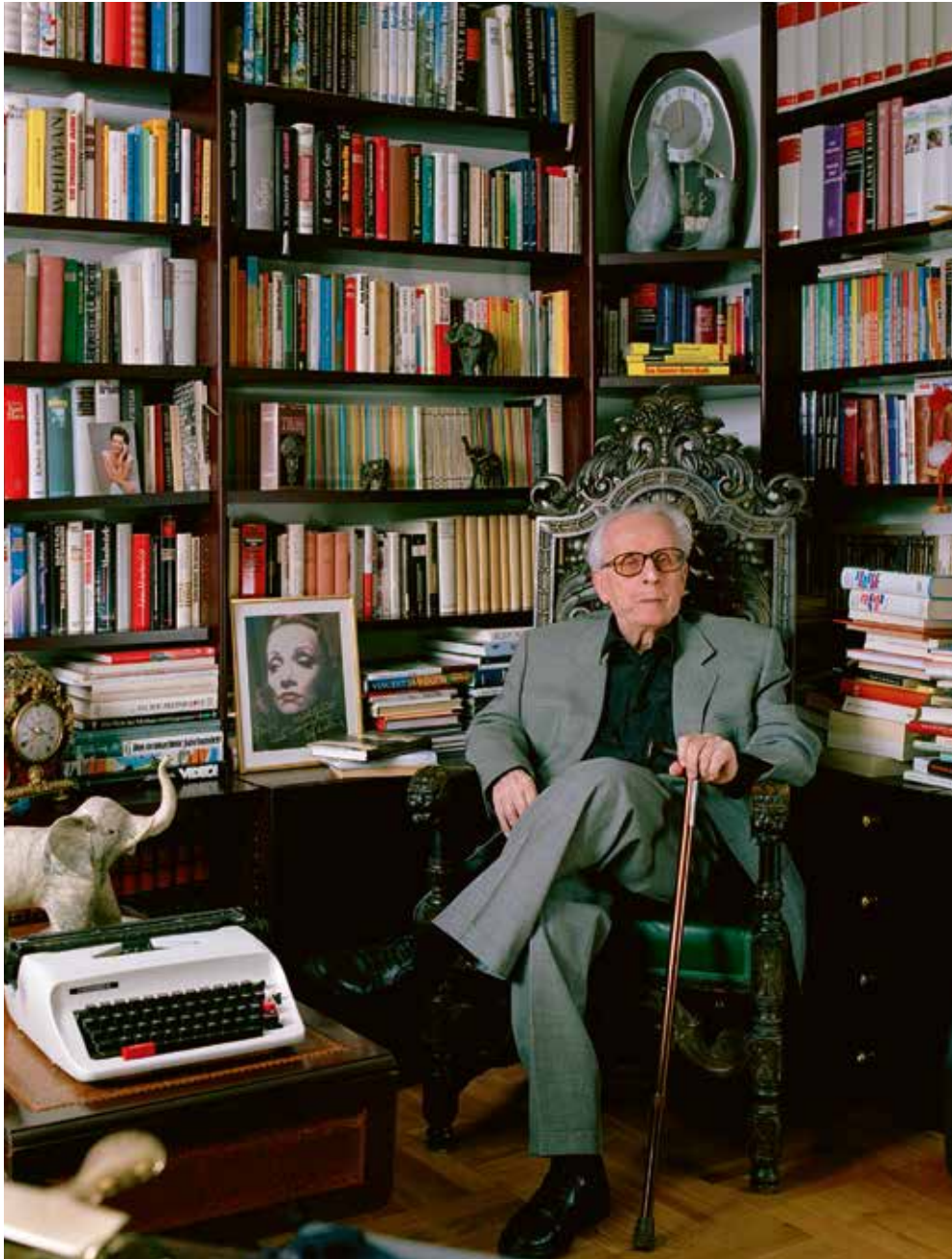
Simmels Leser waren liberal und sozialdemokratisch gestimmt und aufstiegsorientiert.

lebensschuld» ist ein Syndrom, das auch bei Menschen beobachtet wurde, die dem Holocaust entkamen. Der Verlust kindlicher Unbeschwertheit, die notorische Gefährdung als Mischling ersten Grades, die Todesangst als steter Begleiter, all das wird Simmel emotional nie wieder verlassen. Diese Grundverfassung dürfte auch der Antrieb für seine obsessive Arbeitswut gewesen sein: Alle zwei, drei Jahre legte er einen neuen Roman von rund 600 Seiten vor.

Aber nicht nur diese biografische Besonderheit macht Johannes Mario Simmel für sein Publikum zum Glücksfall. Er sprach ein anderes Lesermilieu an als etwa der Landserknochen Heinz G. Kosalik, der in jahrzehntelanger Fliessbandarbeit Weltkriegsmärchen für den gehobenen, strukturkonservativen Groschenromankonsumenten abliefern. Simmels Leser waren eher liberal und sozialdemokratisch gestimmt und aufstiegsorientiert. Deshalb nahm auch keiner Anstoss daran, dass Simmel sich zwar als Sozialist ausgab, aber als millionenschwerer Bestsellerautor ungeniert seiner Vorliebe für Luxushotels frönte und steuersparsam in Monte Carlo residierte. Er verkörperte damit den Traum der klassischen Sozialdemokratie, dass Reichsein nicht davon abhalten sollte, eine gerechtere Welt zu ersehnen.

Zudem war sein Habitus gänzlich unbedrohlich, sein Auftreten eher altmodisch und bürger-





Die magische Kraft steckt im Sound: Chronist Simmel.

lich; mit Krawatte, dicker Hornbrille und Geheimratsecken wirkte er einem Sparkassenfilialleiter ähnlicher als einem Künstler. Er lief eben nicht herum mit einer aufrührerischen Baskenmütze wie Heinrich Böll oder einem finsternen Bolschewiken-Schnauzbart wie Günter Grass. Simmel war schon optisch ein niederschwelliger Volksschriftsteller, zu dem eine Bevölkerungsmehrheit Vertrauen fassen konnte.

So kam es, dass seine Romane für seine Leser zu verlässlichen Lebensbegleitern wurden. Die raffinierte Unterhaltungsdramaturgie war das Lasso dafür, dass das Publikum in den Geschichten seine elementaren Lebensfragen wiederfinden konnte. Nie hätte Simmel so viele Bücher verkauft, wenn er es nicht vermocht hätte, den Rumor einer sprachlosen Nachkriegsgesellschaft zum Klingen zu bringen. Während Simmel in seinen Romanen seine eigenen inneren

Drangsale abarbeitete, moderierte er unerschwerlich das Tätervolk durch seine psychischen Verwerfungen.

Wie Simmel so etwas gelang, daran haben sich Literaturforscher immer wieder die Zähne ausgebissen. Er kann als einer der am meisten unterschätzten Schriftsteller deutscher Sprache gelten. Um dies zu erläutern, muss ich persönlich werden. In den 1970er Jahren standen im Wohnzimmerregal meiner Eltern zwei Romane von Simmel, wuchtig wie Ziegelsteine: «Und Jimmy ging zum Regenbogen» und «Die Antwort kennt nur der Wind». Ich war wohl zehn Jahre alt, als ich anfang, darin zu blättern – heimlich, die Bücher galten als unkeusche Erwachsenenlektüre.

Besonders der erste Satz des «Wind»-Romans war für mich ein hypnotisches Erlebnis, das bis heute nachzittert: «Also schwang der Junge ein

langes Stück Tauende über seinem Kopf, und der alte Mann fing es geschickt auf und zog daran.» Natürlich hatte ich damals keine Ahnung, weshalb mich dieser unspektakuläre Satz so fesselte, aber noch heute staune ich darüber, wie Simmel darauf kam, seinen Roman mit dem Wörtchen «also» zu beginnen. Wie suggestiv ist das denn? Er springt damit mitten hinein ins Geschehen und gibt dem Leser das Gefühl, dieser hätte schon die ersten Seiten hinter sich gebracht. Mag sein, dass solche Kleinigkeiten einen Literaturwissenschaftler kaltlassen, für mich gehören sie zu den Urerfahrungen, dass es möglich ist, den Leser zu packen, zu schütteln und nicht mehr loszulassen.

Kokain zum Lesen

Später war ich ein junger Reporter und zuweilen voller Zweifel, ob mein Schreiben etwas taugt. In Simmels «Doch mit den Clowns kamen die Tränen» gibt es einen Prolog, sieben Buchseiten lang, mit einer knappen Reportage aus einer Zirkusvorstellung. Dieser Text war für mich jahrelang wie Kokain zum Lesen. Immer wenn ich in einer Schreibblockade klemmte, las ich diese Zirkusgeschichte, die so beginnt: «Und nun kommen die Clowns.» Zack! Mitten rein. Es jauchzen die Kinder, sofort werden eigene Erinnerungen wach, wie wir Zwerge gekreicht haben vor Vergnügen unter der Zirkuskuppel. «Ach, Leute, Leute, ist das eine Zirkusvorstellung!» Dann schlägt die Seligkeit um in den Horror eines Attentats: Die Clowns holen Maschinenpistolen hervor. Und zum Schluss, wenn der Leser vor seinem inneren Auge nur noch das Blaulicht der Polizeiwagen zucken sieht, löscht Simmel seine Story ab mit der Protokollnotiz: «Wir sind in Hamburg. Es ist 17 Uhr 54, am Montag, dem 25. August 1986.»

Jedes Mal hat mich dieser Zaubertext wieder zum Schreiben beflügelt.

Die magische Kraft steckt im Simmel-Sound; der Tonsetzer stammt eben aus Wien, wo eine leichtfüßig-verspielte Kaffeehausliteratur geblüht hat wie nirgendwo sonst auf der Welt. In seinem Frühwerk «Liebe ist nur ein Wort» gelingt ihm eine jugenddreiste Rock-'n'-Roll-Musikalität, die zuweilen an Salingers «Der Fänger im Roggen» erinnert. In «Lieb Vaterland magst ruhig sein» hetzt uns Simmel durch das Berlin nach dem Mauerbau mit einem intim gezeichneten Lokalkolorit und einem Spree-Jargon, als hätte er nie einen Fuss aus der Metropole gesetzt. Bei allem Wiedererkennungswert konnte Simmel ein Chamäleon sein.

Es mag Menschen geben, die Johannes Mario Simmels mitunter bleiernen Moralismus als schwererträglich empfinden. Aber er war eben auch nur ein gebranntes Kind seiner Zeit. Als Zeitchronist und Geschichtenerzähler war er mit seinem Einfallsreichtum all jenen weit voraus, die meinten, über ihn die Nase rümpfen zu müssen.

Sie lügt. Oder er

Thomas Sprecher

Ferdinand von Schirach: Sie sagt.
Er sagt. btb. 144 S., Fr. 19.90

Ferdinand von Schirach: Sie sagt. Er sagt.
Mit Ina Weisse, Godehard Giese,
Johanna Gastdorf, Matthias Brandt. ZDF.
In der Mediathek abrufbar

Ein Landgericht tagt. Die Nebenklägerin wirft ihrem früheren Geliebten sexuellen Übergriff vor. Einmal mehr also geht es um Strafrecht; von Schirach bleibt bei seinem Leisten. Und man kann ihm auch nicht vorwerfen, zu entlegenen Stoffen zu greifen. Vergewaltigungsprozesse ziehen, besser als solche um die Vernachlässigung von Unterhaltungspflichten oder den Missbrauch einer Fernmeldeanlage. Das Stück spricht selbst die Fälle Horst Arnold, einen deutschen Justizirrtum, Jörg Kachelmann und die Soap-Opera

*Wer immer hier auch lügt,
tut es auf dem Feld der direkten
Unüberprüfbarkeit.*

um Amber Heard und Johnny Depp an. Die Biografien der Nebenklägerin und des Angeklagten haben Ähnlichkeiten mit dem Fall Kachelmann.

Der Autor gibt sich Mühe, Wirklichkeit zu simulieren und vergessen zu lassen, dass es sich um Theater handelt. Entgegen kommt ihm, dass schon die Wirklichkeit Theater ist: Das Stück bedient sich der genuinen Theatralität des Strafprozesses. Dabei geht es nicht um Wahrheit, sondern darum, ob das, was das Gericht herausfindet, den Tatbestand der Vergewaltigung erfüllt.

Systematisch in die Irre geführt

Aus dem Off erklärt am Anfang eine Stimme, es sei über das Schicksal des Angeklagten und das Schicksal des Opfers zu entscheiden. «Als Richter müssen Sie urteilen.» Das Gericht kann hier nicht angesprochen sein, denn weshalb sollten die Richter über ihre Pflichten belehrt werden? Also muss es das Publikum sein, das in die Richterfunktion gehoben werden soll. Von Schirach scheut das Triviale nicht.

«Sie sagt. Er sagt.» könnte auch heißen: «Sie lügt. Oder er.» Weit hinten im Stück meint die Verteidigerin: «Eine gute Lüge unterscheidet sich von einer schlechten dadurch, dass der gute Lügner nur möglichst wenig erfindet.» Das weiss man in der Lügenforschung schon lange. In der Tat weichen die Sachverhaltsdarstellungen der beiden Protagonisten nur wenig voneinander ab – und natürlich in den entscheidenden Einzelheiten, von denen keine Dritten wissen können. Wer immer hier auch

lügt, tut es auf dem Feld der direkten Unüberprüfbarkeit. So muss der Beweis indirekt geführt werden, muss es zum Indizienprozess kommen. Wie jeder Krimiautor führt von Schirach das Publikum systematisch in die Irre. Das erwartbare Unerwartete, es wird unvermeidlich Ereignis. Mit jedem Beweis, der auftaucht, glaubt man, nun sei der Sachverhalt erstellt und der Prozess spruchreif. Doch ach, es naht der nächste Beweis und kehrt die Lage. So lässt der Autor einen berlinernden Taxifahrer ex Machina mit Überwachungskamera auftauchen, der die Nebenklägerin nach der behaupteten Tat gefahren hat. Der Film dieser Fahrt ist mit Zeitstempel erhalten, so dass sich zu ergeben scheint, wie die Nebenklägerin an diesem Tag gewandelt war. Keiner Lösung zu führt der Autor dabei die von der Verteidigung aufgeworfene Frage, weshalb sie bei über 30 Grad einen Mantel getragen hat.

Und so werden die verschiedenen Beweismittel durchdekliniert: Sachverständige (rechtsmedizinische Aussagen, Zuordnung von Spermaspuren), Geständnis, Urkunden, Filmaufzeichnung, Zeugenbefragung, Parteivernehmung. Dem Publikum wird auch der Unterschied zwischen Beweismitteln und ihrer Würdigung vor Augen geführt. Strafprozessrecht für Erstsemester. Das Thema ist ernst, und von Schirach behandelt es mit schwerem Realismus. Entschlossen zieht er das Oberlehrerhafte dem Kunstvollen vor. Alle Figuren äussern Rollengerechtes. Alles wird so gesagt, dass jeder Laie begreift, was zu begreifen ihm dieses witzfreie Lehrstück vorgibt.

Daneben ist das Stück auch ein postbürgerliches Trauerspiel. Der *Amour fou* von zwei verheirateten, beruflich erfolgreichen Menschen hinterlässt Verheerung: beide in Scheidung, Verlust der Familie, berufliches Desaster. Und auch die Gesellschaft hat schon entschieden. Der späte Spruch der Justiz wird daran nicht mehr viel ändern; das Tribunal der Öffentlichkeit duldet keine zweite Instanz.

Sie sagt. Er sagt. Ja, aber was sagt zuletzt das Gericht? Es muss doch urteilen, oder?

Noch nicht erschienen, wurde das Stück vom ZDF bereits verfilmt, wie der Klappentext berichtet, «mit grossem Staraufgebot» und, wie anzufügen ist, mit texttreuer Langweiligkeit, und lange wird es auch nicht warten müssen, bis es sich in der Bestsellerliste wiederfindet.

Auch nur ein Schnellschuss

Wolfgang Koydl

Simon Shuster: Vor den Augen der Welt –
Wolodymyr Selenskyj und der Krieg in der
Ukraine. Goldmann. 528 S., Fr. 36.90

Dieses Buch ist wie ein Eisbrecher, wie ein Flugzeugträger, wie ein Hilfspaket für die Ukraine: Unaufhaltsam schiebt es sich voran, verdrängt und überschattet alles andere. Gemeint ist nicht die schriftstellerische Qualität, sondern die Leistung des Verlags. Weltweit simul-



Witzfreies Lehrstück: Ina Weisse als Nebenklägerin.

tan wurde das Werk veröffentlicht, in mehr als einem halben Dutzend Sprachen. Das ist die Behandlung, die einem John Grisham oder einer J. K. Rowling zuteilwird.

Oder Wolodymyr Selenskyj. Um ihn geht es in der Biografie, die Simon Shuster geschrieben hat, der amerikanische Korrespondent des Magazins *Time*. Um Selenskyj und um seinen Krieg, der nun schon in das dritte Jahr geht. Kurz nach Kriegsausbruch waren mehrere Biografien des ukrainischen Präsidenten auf den Markt geworfen worden. Wie Konfetti rieselten sie auf das begierige Publikum herab. Wohlfeile Schnellschüsse: Aufklärung oder gar Einsichten in die Person Selenskyjs oder in seinen Charakter boten sie nicht. Wie in dem Genre leider üblich, schrieben alle von denselben dürftigen Originalquellen ab.

Shusters Werk sollte all dies richtigstellen. Schliesslich kam nicht einmal der eifertige Bild-Mann Paul Ronzheimer dem Staatschef so oft so nahe wie der Amerikaner. Monatlang campierte er gleichsam vor Selenskyjs Bürotür, immer wieder begleitete er ihn auf Reisen – sei es an die Front oder nach Washington. Und ein besonders enges Verhältnis baute er zur First Lady Olena Selenska auf, die eine seiner wichtigsten Quellen ist. Wenig überraschend erklärte das *Wall Street*

Als Präsident sieht er es als seine wichtigste Aufgabe, das Publikum bei der Stange zu halten.

Journal das Buch denn auch zum Goldstandard, an dem sich alle künftigen Versuche messen lassen müssten, die historische Grossfigur Selenskyj auszuloten.

Prädestiniert wäre Shuster: Als Sohn eines ukrainischen Vaters und einer russischen Mutter spricht er muttersprachlich Russisch. Geboren in Moskau, kam er als Kind 1989 nach Kalifornien. Seit 2009, fast sein gesamtes Berufsleben, berichtet er aus und über die Ukraine und Russland. Dies und der bevorzugte Zugang zum Objekt seines Buches sollten mithin die hohen Erwartungen erfüllen, wenn nicht gar übertreffen.

Zweifel im Epilog

Doch Shuster scheint selbst sehr schnell gemerkt zu haben, dass alles Antichambrieren und die Interviews mit Selenskyj nicht viel zur Erhellung dessen Person beitragen. Da ist zwar der Wandel vom Komiker zum Staatsmann, aber letztlich scheint es doch kein wirk-



Das Interesse an der Show schwindet:
Autor Shuster mit Selenskyj.

licher Wandel zu sein. Denn auch als Präsident sieht er es als seine wichtigste Aufgabe, das Publikum bei der Stange zu halten. Nur dass es sich nicht mehr um Zuschauer in einem Klub oder vor dem Bildschirm handelt, sondern um die internationale Gemeinschaft. Doch das Interesse an der Show schwindet.

Shuster verwebt die Vita also mit Reportageelementen der Kriegsmonate und der Vorkriegszeit. Doch der Leser erfährt nichts anderes, als was er schon in den Berichten der angelsächsischen Mainstream-Medien erfuhr. Es ist die übliche Heldengeschichte des tapferen ukrainischen Volkes und seines heroischen Anführers im Angesicht bestialischer slawischer Horden aus dem Osten.

Entscheidende Informationen fallen unter den Tisch. Dass Selenskyj auf der Münchner Sicherheitskonferenz wenige Tage vor dem russischen Einmarsch Atomwaffen für sein Land forderte – kommt nicht vor. Wenn Selenskyj den Oppositionsführer verhaften und zehn Oppositionsparteien verbieten lässt, dann «dünnt» er die Opposition aus. Das bereits paraphierte Friedensabkommen von Istanbul kommt zwar vor, doch wer es warum torpedierte, erfährt man nicht. Nur im Epilog kommen Shuster Zweifel, ob sein Held der richtige Mann für die Nachkriegs-Ukraine ist. Warum das so ist, enthüllt er freilich nicht.

Die grösste Schwäche des Buches liegt darin, dass die Erzählung im November 2022 endet. Ein Jahr hat Shuster für die Niederschrift gebraucht, ein Jahr, in dem sich das Kriegsglück für die Ukraine ebenso gewendet hat wie die einst blinde Verherrlichung Selenskyjs im Westen. Im nächsten Jahr kann sich alles schon wieder verändert haben, und deshalb ist die vermeintlich endgültige Biografie auch nichts anderes als ein Schnellschuss.

Chronik eines angekündigten Todes

Alex Baur

Rodrigo García: Abschied von Gabo und Mercedes. Erinnerungen an meinen Vater Gabriel García Márquez.
Kiepenheuer & Witsch. 176 S., Fr. 29.90

Exakt zehn Jahre sind vergangen, seit Gabriel García Márquez im Alter von 87 Jahren in Mexiko-Stadt starb. Zu diesem Anlass beschreibt «Gabos» Sohn Rodrigo die letzten Monate, Wochen und Stunden seines berühmten Vaters. Ein fünftes Kapitel ist dem Tod seiner Mutter Mercedes gewidmet. Beide erlagen einem Krebsleiden.

In der deutschen Übersetzung umfasst das Büchlein lediglich 176 mit grossen Buchstaben und ebenso grosszügigen Zwischenräumen gefüllte Seiten. Der Verweis auf den Umfang ist nicht abschätzig gemeint. Doch mehr hätte es nicht ertragen. Rodrigo ist eben nicht Gabriel. Seine «Chronik eines angekündigten Todes» versucht gar nicht erst, sich am Original zu messen. Sie ist ein solides Stück Schreibhandwerk, nicht mehr, nicht weniger.

Drei Leben

Trotzdem ist das Bändchen lesenswert, nicht nur für Gabo-Aficionados. Gerade weil es so nüchtern daherkommt. Präzise wird das langsame Sterben eines grossen Mannes abgehandelt. Gabo weiss, dass die Uhr tickt, wengleich eine fortschreitende Demenz ihn daran hindert, sich ständig daran zu erinnern. Das ist ihm bewusst, verdirbt Gabo aber die Laune nicht: «Alle behandeln mich wie ein Kind. Wie gut, dass ich das mag.»

García Márquez sagte einmal, jeder Mensch habe drei Leben: das öffentliche, das private und das geheime. Wirklich Intimes erfahren wir nicht, das Private nur wohl dosiert. Während das Haus des Sterbenden von Journalisten belagert wird, bereitet seine Familie die Beisetzung vor. Gabo hat jede Reanimation verboten. Im katholischen Mexiko verlangt diese letzte Verfügung nach einer gewissen Diskretion. Ein würdiger Abgang ist gar nicht so einfach, wenn alle Augen auf einen gerichtet sind.

Gabriel García Márquez starb an einem Gründonnerstag. Genau wie Úrsula Iguarán, die Hauptfigur seines Meisterwerkes «Hundert Jahre Einsamkeit». Seine Ehefrau Mercedes folgte ihm sechs Jahre später. Lungenkrebs. Wenigstens gab es bei ihr eine Erklärung. Sie rauchte bis zu ihrem letzten Tag.



Theologen: in dubio pro Deo.

Kurt Steinmann

Hafenstadt der Hoffnung

Sylvie-Sophie Schindler

Uwe Wittstock: Marseille 1940. Die grosse Flucht der Literatur. C. H. Beck. 351 S., Fr. 39.90

Ein Sommertag, die Hügel sind leuchtend grün, so, als wäre nichts gewesen. «Wir brauchen Mut heute», sagt Walter Hasenclever, zu Lion Feuchtwanger gewandt. «Wie viel Prozent Hoffnung geben Sie uns?» Der Angesprochene antwortet sofort: «Fünf Prozent.» Es ist Juni 1940. Die beiden jüdischen Schriftsteller bangen um ihr Überleben; Hasenclever aber hält die Ungewissheit schon bald nicht mehr aus – er nimmt eine Überdosis Veronal und stirbt daran. Die Aussicht, dem Naziregime, vor dem er nach Frankreich geflohen war, in die Hände zu fallen, veranlasst ihn zu diesem Schritt. Feuchtwanger überlebt, ihm gelingt später, als Frau verkleidet, die Flucht.

Nach dem Einmarsch der Wehrmacht war Frankreich in jenem Sommer kein sicheres Exilland mehr. Massen flüchteten zunächst in den Süden, in die unbesetzte *zone libre*, und mit ihnen zahlreiche deutsche und österreichische Schriftsteller, Intellektuelle und Künstler. Uwe Wittstock spricht in «Marseille 1940» von der «grossen Flucht der Literatur» und schildert in faszinierend detailgetreuen Miniaturen unter anderem die Schicksale von Franz Werfel, Hein-

Es sind gerade auch die düsteren Zeiten, die das Beste im Menschen hervorbringen können.

rich und Golo Mann, Hannah Arendt, Lion Feuchtwanger und Walter Benjamin. Was der Literaturkritiker da ausbreitet, ist, das merkt man in jeder Zeile, umfassend recherchiert und sprachlich und dramaturgisch derart gekonnt aufbereitet, dass man sich fast schon in einem Thriller wähnt. Man hat das Gefühl, man wäre tatsächlich mittendrin, man könne den Atem der Angst riechen und das Oszillieren zwischen Verzweiflung und Hoffnung.

Die Flüchtenden aus Deutschland waren allerdings in der *zone libre* nicht genug geschützt, da Regierungschef Philippe Pétain im Waffenstillstandsabkommen zugesichert hatte, sie auf Verlangen auszuliefern. Daher ging es bald Richtung Marseille, um von dort aus so schnell wie möglich nach Übersee aufzubrechen. Mit den über 200 000 Flüchtenden zählte die Hafenstadt damals fast eine Million Menschen.

Die ebenfalls dort ankommende deutsche Schriftstellerin Anna Seghers, die sich nach Mexiko-Stadt retten konnte, schildert in ihrem Erinnerungsroman «Transit» die Hektik und



Wo Gefahr ist, wächst das Rettende auch: Marseille in den 1930er Jahren.

das Chaos, die damals dort herrschten. An der Tagesordnung waren wilde Spekulationen und Gerüchte, man konkurrierte um Botschaftstermine, um Visa zu organisieren, und tauschte sich darüber aus, wie Geld zu verdienen wäre. Noch nicht weg zu sein und zugleich noch nicht angekommen, ist die Marter, die alle Emigranten verbindet, dabei immer Gefangennahme und Tod im Nacken. Seghers fasste ihre Sehnsucht in den Ausruf: «Fort, nur fort aus diesem zusammengebrochenen Land, fort aus diesem zusammengebrochenen Leben, fort von diesem Stern!»

Risiko und Unerschrockenheit

Wittstock führt auch da so nahe wie möglich heran, richtet die literarische Kamera dicht auf die rastlosen Protagonisten, auf ihre Mühen und ihre Erschöpfung, und längst sind sie einem so nahe, dass es nicht auszuhalten ist, sie in dieser Not zu wissen. In Geschichten wie diesen braucht es im besten Fall einen Retter, und diesen gab es tatsächlich, in der Gestalt des Varian Fry. Dass der Amerikaner durch die Erzählung Wittstocks an Präsenz gewinnt, ist ein besonderer Gewinn. Seine Unerschrockenheit gibt ein ermutigendes Beispiel. Ihn hätte nicht kümmern müssen, was in Europa vor sich ging, doch die Menschlichkeit gebot ihm, nicht wegzuschauen, selbst wenn er Leib und Leben riskieren würde. Das zeigt, dass es gerade auch die düsteren Zeiten sind, die nicht nur das Grauensvolle, sondern nachgerade das Beste

im Menschen hervorbringen können. Gemäss dem Satz Friedrich Hölderlins: «Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch.»

1935 ging Fry für die Zeitschrift *The Living Age* nach Berlin, wo er Zeuge der Judenverfolgung durch Hitlers Truppen wurde. Ihn liess das Schicksal der Gejagten nicht los. Zunächst in Amerika, später vor Ort setzte er alle Hebel in Bewegung, um möglichst viele Emigranten zu retten. Er organisierte Verstecke, liess Urkunden fälschen und zahlte Bestechungsgelder. Mit Mitstreitern baute Fry das illegale Fluchthilfenetz «Emergency Rescue Committee» auf und ermöglichte dadurch bis zum Herbst 1942 über 2000 Menschen die Flucht nach Amerika, darunter neben Feuchtwanger und Werfel auch den Künstlern Max Ernst und Eugene Spiro.

Die Monate, die Wittstock feinfühlig dokumentiert, ohne je gefühlsüberladen zu werden, sind auch dem gewidmet, was Menschen immer weitermachen lässt, selbst wenn es keinen Ausweg mehr zu geben scheint, und was sich trefflich in ein Wort fassen lässt: trotzdem. Dennoch darf nicht vergessen werden, dass einige der Fliehenden jeden Halt verloren und ihrem Leben selbst ein Ende setzten. So auch Walter Benjamin, der seinen letzten Essay an Hannah Arendt übergab, bevor er zur Flucht über die Pyrenäen aufbrach.



Warum sind die schönsten Pilze giftig?

Kurt Steinmann



Journalist als Hassobjekt

Rafael Lutz

Boris Reitschuster: Meine Vertreibung.
Achgut Edition. 216 S., Fr. 25.90

Boris Reitschuster gehört einer Spezies an, die rar geworden ist: Er ist Regierungskritiker und Journalist zugleich. Als solcher ist der 53-jährige Medienschaffende in den vergangenen Jahren zu einem wichtigen Gegenspieler der deutschen Regierung geworden. Den Bürgern gefällt das. Den Regierenden und ihren Helfershelfern weniger.

Die polit-medialen Eliten haben in den letzten Jahren fast alles unternommen, um dem Störenfried das Leben so schwer wie möglich zu machen. Welchen Qualen und Schikanen er sich dabei ausgesetzt sah, beschreibt Reitschuster nun in seiner autobiografischen Schrift «Meine Vertreibung». Leben in Deutschland ist für Reitschuster keine Option mehr. Inzwischen ist der ursprünglich aus Augsburg stammende Journalist, der mit seinem Online-Portal Reitschuster.de ein Millionenpublikum erreicht, nach Montenegro ausgewandert.

Sein Buch liest sich phasenweise wie ein Krimi. So manches, was dem Journalisten in den letzten Jahren widerfahren ist, macht einen sprachlos. Von Zensur, gesundheitlichen

Schwierigkeiten bis zu Gewalt gibt es kaum etwas, was Reitschuster erspart geblieben ist. Dabei ist sich der Journalist als langjähriger Leiter des Moskauer *Focus*-Büros in Sachen Repressionen einig gewohnt.

Nach seiner Rückkehr 2012 nach Deutschland traute er seinen Augen kaum. «Ich kam mir in meiner alten Heimat vor wie ein Emigrant.» Die Entfremdung sollte in den darauffolgenden Jahren noch zunehmen – einerseits durch die

So manches, was ihm in den letzten Jahren widerfahren ist, macht einen sprachlos.

Flüchtlingskrise 2015 und zuletzt durch die Pandemie. Spätestens da ist Reitschuster in aller Munde: Die Regierung verhängt Lockdowns, kassiert Grundrechte ein. Und Reitschuster? Er blüht journalistisch regelrecht auf, betätigt sich als rasender Reporter.

Einer Demokratie unwürdig

Über Demonstrationen gegen die Corona-Massnahmen der Regierung, die vielen Bürgern zu weit gehen, berichtet er live vor Ort. Er gewinnt an Beliebtheit, zumindest unter vielen Bürgern. Für die Regierung mutiert er zur Persona non grata. Deutschlands Eliten? Sie erklären ihn zum Hassobjekt. An der Bundespressekonferenz in Berlin mobbt man Reitschuster regelrecht raus. Dabei war er es, der der Veranstaltung in den Corona-Jahren Popularität verlieh.

Als einer der ganz wenigen Journalisten konfrontiert Reitschuster dort regelmässig die Regierenden mit kritischen Fragen. Doch den Journalistenkollegen geht das zu weit. Sie tun alles, um ihn loszuwerden. Die öffentlich-rechtlichen Medien sehen in dem Journalisten einen «Querdenker». Das Klima, das Medien und Politik befeuern, hat für Reitschuster Konsequenzen: Schmähungen und Beleidigungen werden zum Alltag. In seinem Umfeld wimmelt es plötzlich an allen Ecken und Enden von Denunzianten.

An Kundgebungen gerät er wiederholt ins Visier seiner Gegner, die auch vor Gewalt keinen Halt machen. Einmal wird ihm seine Kamera weggerissen, einmal fliegt ihm ein Blumentopf nur knapp am Kopf vorbei – die Polizei interessiert das meistens nicht. Sie steht dann aber plötzlich vor der Haustür. Warum? Das sagt man ihm anfangs nicht. Reitschuster: «Es ist wie in Kafkas Roman «Der Prozess»: Ich erfahre gar nicht, was mir vorgeworfen wird. Und das Urteil wird gefällt, ohne mich auch nur vorher anzuhören.» Später werden die Ermittlungen eingestellt. Doch spurlos ist das alles nicht an dem Journalisten vorbeigegangen. Man muss ihn nicht mögen, aber das, was er durchgemacht hat, ist einer Demokratie unwürdig.

Die Sprache Kafkaesk

Man ist nicht allein, wenn man sich in den Fallstricken der Bürokratie verheddert: Kafka ist zur Stelle mit dem nach seinem Namen gebildeten Adjektiv «kafkaesk». Ursprünglich auf Kafkas Literatur beschränkt, bedeutete es später auch «in der Art der Schilderungen Kafkas» oder «auf rätselhafte Weise bedrohlich». Bevor sich «kafkaesk» einbürgerte, waren auch Bildungen wie «kafkisch» oder «kafkaisch» zu lesen. «Kafkaesk» ist seit 1939 im Englischen dokumentiert. Im Deutschen gibt es das Adjektiv seit den fünfziger Jahren, im Duden steht es seit 1973.

Kafka ist einer der meistgelesenen Schriftsteller deutscher Sprache. Nicht verwunderlich deshalb, dass «kafkaesk» auch als «Kafukateki» im Japanischen auftaucht. Das Tschechische kennt ausser dem Adjektiv «kafkovský» auch das weibliche Substantiv «kafkárna», was eine absurde Situation umschreibt. Max Brod, Freund und Nachlassverwalter Kafkas – «Das hässliche Eigenschaftswort «kafkaesk» hat man erfunden» –, konnte der Wortbildung nichts abgewinnen. Der Schriftsteller Daniel Kehlmann – er hat das Drehbuch zu einer Fernsehserie über Kafka geschrieben – vermeidet sie ebenfalls.

Adjektive mit der Endung -esk sind im Deutschen selten. Meistens stammen sie aus dem Französischen, zum Beispiel «pittoresk» (*pittoresque*). Ab und zu verwendet werden: arabesk, balladesk, boulevardesk, buffonesk, burlesk, chevaleresk, clownesk, donjuanesk, gigantesk, karikaturesk, karnevalesk, romanesk. Wenige Persönlichkeiten können von sich behaupten, zu einem Adjektiv geworden zu sein wie Dante (dantesk), Chaplin (chaplinsk), Goya (goy[a]esk) oder Hoffmann (hoffmanesk). Ob ein Gemälde von Rembrandt selbst gemalt ist oder in rembrandteskem Stil, schlägt sich deutlich im Preis nieder. Eher selten begegnen uns: botticellesk, fellin(i)esk, hölderlinesk, musilesk, nestroyesk, picassoesk oder zappaesk.

Es ist zu hoffen, dass «kafkaesk» im 100. Todesjahr Kafkas nicht allzu inflationär verwendet wird. Alles und jedes als kafkaesk zu bezeichnen, wäre dann doch etwas – grotesk.

Max Wey

Künstliche Intelligenz killt die Catwalk-Stars

Supermodels 2.0 oder: Eine kurze Geschichte über den Untergang der klassischen Modefotografie.

Tom Kummer

Es war einmal die Welt der Modefotografie: schockierend, revolutionär, menschlich. Teil eines sexuellen Befreiungskriegs, der vielleicht in den 1920er Jahren mit dem fotografierenden Baron Adolphe de Meyer anfängt, der seine Models die mythologische Föminität der Belle Époque verkörpöern liess. Oder mit Edward Steichen, der in den 1930er Jahren das Mary-Pickford-Syndrom erfand: mädchenhafte Unschuld, bübische Individualität. Seine Models trugen Badekleider, schwangen Tennisschläger und schockierten Amerika. So hatte noch keiner gewagt, die Schönheit der Frau zu «überhöhen».

Bis in den 1950er Jahren die wahren «Befreier» auftreten: Irving Penn, William Klein, Norman Parkinson, Bert Stern, Richard Avedon. Die goldenen Jahre der Modefotografie beginnen. Fotomodels werden zu eigenständigen Heldinnen, die Mode rückt in den Hintergrund. Besonders Richard Avedon und das erste Supermodel, Lisa Fonssagrives, vermitteln die «neue Frau» als das unberechenbare, begehrtestenwerteste, zeitloseste und überlegenste Wunderwesen auf diesem Planeten.

Verstörende Perfektion

Dass Foto-Models keine echten Menschen sein müssen, kann sich damals niemand vorstellen. Mehr als ein halbes Jahrhundert wird es noch dauern, bis das erste virtuelle Supermodel Weltöhm erlangt. Es wird eine idealschöne, kurzhaarige Frauenfigur. Ihr Schöpfer ist ein weisser Fotograf aus England, das Model heisst Shudu und ist schwarz. Wir schreiben das Jahr 2017. Es sind keine klingenden Namen wie Penn, Avedon oder Helmut Newton, die dieses Wunder ermöglichen. Es sind Computerprogramme wie Daz 3D, Oculus Medium, Photoshop und Sketchup, die die flexible Gestaltung digitaler Körperoberflächen und neuer Formen von Geschlechtlichkeit ermöglichen.

Seither sind auf Social Media unzählige digitale Protagonisten entstanden: Influencer, Models, Netzkunstaktivisten, die als Avatare eine neue Deutungshoheit über die gesellschaftlichen Erzählungen vom Körper und von der sexuellen Revolution beanspruchen: wandel-

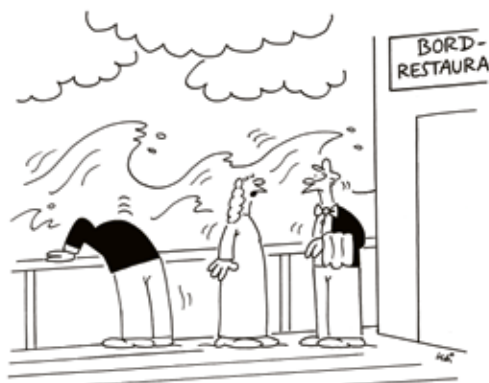
bar, elastisch, transhuman, pflegeleicht. 2024 zählt Instagram 55 virtuelle Supermodels, die durchschnittlich mehr als 300 000 Dollar jährlich verdienen. Und die Clique wächst schnell.

Der Fotograf Cameron-James Wilson, der Erfinder von Shudu, erzählte noch vor ein paar Jahren begeistert, wie er als junger Mann das echte Supermodel Naomi Campbell bewundert habe, was das Erscheinungsbild von Shudu, die er in wochenlanger Arbeit am Computer entwarf, entscheidend prägte. Dabei ist Shudu viel unkomplizierter, als es die berühmte

Shudu ist viel unkomplizierter, als es die berühmte Superzicke Naomi Campbell gewesen sein soll.

Superzicke Naomi Campbell gewesen sein soll. Shudu verdient aber auch keine Millionen wie damals die Supermodels, sondern pro Marken-Post zirka 30 000 Dollar, die an ihren Programmierer gehen.

Shudu hat natürlich auch keine schwierige Kindheit oder andere traumatische Erlebnisse vorzuweisen, sie ist in einer endlosen Gegenwart festgeföhren. Ihr Halsband sei allerdings angelehnt an eine Kampagne von Dior, die in den 1990er Jahren lanciert wurde, behauptet ihr Schöpfer. Shudu könne aber prinzipiell alles tragen, solange die Kleider im 3-D-Programm rekonstruiert werden. Worauf das deut-



„Mein Mann möchte das Geld für das All you can eat-Menü zurückhaben...“

sche Magazin *Kunstforum International* kürzlich proklamierte, eine «neue Form von Kunst und Philosophie» sei gerade im Entstehen. Weil die verstörende Perfektion mancher Avatare uns Betrachter einlade, darüber nachzudenken, was uns «Menschen eigentlich noch ausmache».

Zu Anziehpuppen degradiert

Kehren wir also zurück zu der sehr menschlichen Geschichte über das Ende der Modefotografie. In die Swinging Sixties, als der Beruf Modefotograf als das Grösste galt, Modelagenturen wie Bordelle geführt wurden und Fotomodels an einer Überdosis Kokain oder an Depressionen starben. Die Überlebenden wurden von ihren Agenten sexuell ausgenutzt, von oft schwulen Starfotografen zu Anziehpuppen degradiert oder von eifersüchtigen Modelschwestern verleumdet. Wer diesen Horror nicht glauben will, sollte sich die Biografie des Supermodels Penelope Tree besorgen. Manche Fotografen liessen ihre Mädchen hungern, als ob sie versuchen würden, dem Frauenkörper das Kreuz der Weiblichkeit abzunehmen. Die ausgehungerte Twiggy war zusammen mit Penelope Tree ihre heiligste Vermittlerin.

Ende der 1980er schien Ellen von Unwerth mit der Bardot-Kopie Claudia Schiffer und ihrem Stil des «New Realism» für die Jeansmarke Guess ein letztes Mal die Frage nach der *Conditio humana* in der Modewelt aufzuwerfen – bevor die Körperwelten von Computer Generated Imagery (CGI), Virtual Reality, 3-D-Animation und Augmented Reality revolutioniert wurden. Von Unwerth beherrschte das Spiel der Schockeffekte dank einer «natürlichen Inszenierungskunst», frohlockte eine Reporterin von *Vanity Fair*. Sie arbeitete mit den Supermodels Cindy Crawford, Tatjana Patitz oder Christy Turlington, die alle Multimillionen-Dollar-Verträge besaßen. Linda Evangelista prahlte: «Unter 10 000 Dollar steige ich erst gar nicht aus dem Bett.»

Abgelöst wurden sie ein paar Jahre später von den «super-waifs», den mal wieder nur noch aus Haut und Knochen bestehenden Mädchen namens Kate Moss oder Nadja Auermann, die als Endzeitpuppen der sexuellen Revolution in die



Endlose Gegenwart: KI-Model Shudu.

Modewelt einzogen. Die Models erinnerten an magersüchtige Drogenabhängige oder «freche Teenager-Huren» (*Elle*), in Interviews torkelten sie wie Lebensmüde durch sinnloses Blablabla.

Das kann einer Shudu nicht passieren. Denn die These von der sexuellen Befreiung durch die Modefotografie ist heute längst ins Wanken geraten. Spätestens seit Mädchen keine Hochglanzbilder in Hochglanzmagazinen mehr bewundern wollen, sondern sich selbst auf Social Media zum Vorbild erklären. Und irgendwann ganz von der Bildfläche verschwinden werden – ersetzt durch virtuelle Models. Wodurch eine postmoderne Theorie wieder an Aktualität gewinnt: Gewisse Wahrheiten können nur wahr werden, wenn man sie erfindet.

Die neuen «Wahrheiten» stehen im Kosmos der virtuellen Models längst Schlange: Es gibt

Kyra, eine indische Kunstfigur; Oh Rozy, die den südkoreanischen Markt beherrscht; Ai Ailynn, die in Thailand unterwegs ist; Daisy Yoox, die irgendwo in Italien «lebt», und den schönen Luks, einen Metaversum-Avatar aus Brasilien. Das Spiel klingt spielend einfach: Wenn am Computer entworfene Models ausreichend Follower haben, werden ihre Schöpfer üppig bezahlt. Die erste japanische KI-Influencerin, Imma, hat schon für Porsche, Ikea, Dior, Puma, Nike, Calvin Klein und Valentino «gearbeitet».

Für die Entwickler symbolisieren 3-D-Models meistens eigene Schönheitsbegriffe. Viele behaupten, es gehe ihnen nicht ums Geld, sondern sie verfolgten künstlerische Ambitionen. Diese Haltung ändert sich aber rasch, wenn ihre Kreationen auf Instagram zu Stars mit Millionen Followern mutieren und die Angebote der grossen

Luxuslabels eintreffen. Dabei unterscheidet sich das Erfolgsrezept kaum von dem Geschäft mit echten Models: ein gnadenloser Fluss von Postings aus dem «Privatleben», vielleicht sogar mit einem süssen «Babyfoto» garniert.

Garantiert skandalfreies Werbeumfeld

Das klingt wie ein lustiges Spiel. Doch die Avatare entwickeln sich zum Big Business. Ganze Teams von Programmierern, KI-Spezialistinnen, Werbe- und Modedesignern, Produktdesignern und Art-Directors arbeiten heute daran, den hyperrealistisch falschen Figuren echtes Leben einzuhauchen. Kreativabteilungen entwerfen eine schlüssige Biografie, die ein skandalfreies, gefahrloses Werbeumfeld garantiert. Wer das clevere Storytelling in Form von Instagram- und Tiktok-Posts beherrscht, wird steigende Followerzahlen verbuchen können. Dazu werden Sympathien für das virtuelle Model generiert – etwa mit rührenden Haustierfotos. Ein attraktives Setting soll mit emotionalen Storys für eine erfolgreiche Markeninszenierung sorgen. Der Markt der Avatare als Lifestyle-Leitbilder wächst rasant. Auch die Bereitschaft der Jetzt-Generation, sie zu bewundern und ihnen zu folgen. Logisch! Wer braucht noch echte Models, wenn sich per 3-D-Rendering perfekte Mannequins erschaffen lassen, die nie schwierig sind und keine Shitstorms auslösen?

Alles clean, alles auswechselbar, alles politisch korrekt! Seit Mai 2022 gibt es die erste Influencerin mit Down-Syndrom: Sie heisst Kami. Alles an Kami basiere auf real erhobenen Daten einer realen Frau mit Down-Syndrom und sei darum «wahrhaft authentisch». Den Machern gehe es darum, «das Internet zu einem Raum der Inklusion zu machen», gegen «das Diktat konventioneller Schönheitsideale». Doch an Kami ist nichts authentisch, sie wurde von einer Software generiert.

Dabei werden die Grenzen natürlich immer unschärfer, schwammiger, schwieriger zu durchschauen. Was ist Kunst? Was darf Werbung? Wie soll eine Maschine erkennen, dass ein Model mit Behinderung wie Kami gut und nicht böse gemeint ist? Braucht es vielleicht doch ein verbindliches System zur Kennzeichnung «synthetischer» Inhalte? Kontrolle ist aber unerwünscht, wo doch gerade das Geschäft blüht. In der virtuellen Wirtschaft lassen sich längst Milliarden verdienen, wie es die Gaming-Szene schon eine Weile vormacht.

Gibt es also für uns Menschen noch Hoffnung? Ja! Avatare dürfen bis auf weiteres weder abstimmen noch eine Partei gründen! Erst wenn virtuelle Models als «politische Gefangene» ihrer Schöpfer gelten, droht die nächste Revolution.



Was ist bedenklicher: Lebens- oder Todesgefahr? Kurt Steinmann



„Tierdoku über Riesenschlangen fut und schön, aber musstest du deshalb extra einen speziellen Fernseher kaufen?“

Fernsehen Analysen und Emotionen

Hubert Mooser

Abstimmungsstudio: SRF. 3. März

Fernsehmoderator Urs Leuthard und Lukas Golder vom Forschungsinstitut GfS Bern haben sich am Abstimmungssonntag bestimmt auf einen langen, anstrengenden Studiotag gefasst gemacht. Dass die Ergebnisse kurz nach der Mittagszeit bereits so eindeutig waren und sich ein robustes Ja zugunsten der 13. AHV-Rente abzeichnete, war wohl nicht ganz erwartet worden.

GfS-Chef Golder hatte ein spannendes Rennen versprochen, als er vor einigen Wochen die Resultate der zweiten Umfrage zu diesem Urnengang kommentierte. Zu dem Zeitpunkt sprachen sich 53 Prozent der Befragten laut der GfS-Umfrage für eine 13. AHV-Rente aus. Das Schlussergebnis entsprach dann aber fast haargenau der letzten Umfrage von Tamedia/20 Minuten und nicht jener von SRG/GfS. Noch weiter daneben lag man bei der Renteninitiative der Jungfreisinnigen für eine Erhöhung des Rentenalters: Die letzte GfS-Umfrage ergab einen Nein-Anteil von 63 Prozent, abgelehnt wurde sie jedoch mit fast 75 Prozent.

Das «Abstimmungsstudio» von SRF informierte ab 12 Uhr und lieferte erste Trends und Reaktionen aus den Regionen. Ab 12.30 Uhr kamen die ersten Hochrechnungen herein. Und um 14 Uhr meldete sich das «Abstimmungsstudio» mit weiteren Resultaten. Dazu servierte man uns Einspielungen aus dem «Hotel Bern» (Befürworter), aus dem Restaurant «Grosse Schanze» (Gegner) und von der Bundeshausterrasse.

Kurz: Resultate, Analysen, Emotionen – dies das Angebot von SRF am Abstimmungssonntag, inklusive der üblichen langweiligen Interviews ohne insistierende Aufmüpfigkeiten. Und das alles über eine Vielzahl von Kanälen.

Klassik Kafka und die Tonsetzer Manuel Brug

Amerika: Von Roman Haubenstock-Ramati.
Opernhaus Zürich. Premiere am 3. März

«Im Kino gewesen. Geweint.» So lautet eine berühmte, gern zitierte Zeile, die Franz Kafka in sein Tagebuch eingetragen hat. Über die Oper, ebenfalls gern «Kraftwerk der Gefühle» genannt, hat sich Kafka nie ausgelassen. Trotzdem kommt auch das Gedenkjahr 2024 anlässlich seines 100. Todestags am 3. Juni nicht ohne Kafka-Klänge aus.

«That all men are created equal» steht auf einem Zwischenvorhang als Zitat aus der Verfassung der USA. Und natürlich ist das Gegenteil der Fall. Das ahnte schon Kafka, der – ohne je dort gewesen zu sein – in «Der Verschollene» den siebzehnjährigen Karl Rossmann in das eben nicht gelobte Land Amerika schickt.

Während am Zürcher Opernhaus zum erst dritten Mal seit der Berliner Uraufführung 1966 mit «Amerika» von Roman Haubenstock-Ramati die aufwendigste aller Kafka-Musikanverwandlungen zu erleben ist, wird auch sonst auf der Kafka-Bühne musiziert und gesungen. Beim Festival von Aix-en-Provence beispielsweise, wo im Juli in einer Barrie-Kosky-Inszenierung die zartfragilen «Kafka-Fragmente» György Kurtágs für Geige und Sopran szenisch erkundet werden.

«Kafkaesk», das mag auch die Tonsetzer mit den Assoziationen des düster Unheimlichen, einer allmächtig rätselhaften Bürokratie und Herrschaftsmaschinerie reizen, denen das Subjekt als rat- und hilfloses Opfer ausgeliefert ist. Doch findet sich in Kafkas antiillusionistischer, gespenstischer Kargheit eben auch skurriler Witz, surreale Übersteigerung. Was Komponisten magisch angezogen hat.

Es ist nicht einmal die griffige Käfer-Parabel «Die Verwandlung», die die meisten Komponisten fasziniert hat, gleichauf liegen mit je fünf Versionen «Das Schloss» und «In der Strafkolonie». Als Erster hat übrigens der Kafka-Vertraute und -Nachlassverwalter Max Brod schon 1911 das Gedicht «Kleine Seele – springt im Tanze» wohl «mit einer einfachen Melodie versehen». 1938 schrieb dann «unter dem Eindruck der Verfolgung durch die Nationalsozialisten» Ernst Krenek fünf Kafka-Lieder, 1942 Theodor W. Adorno «Sechs Bagatellen» für Gesang und Klavier.

Elektronische Raumklänge

In den Fünzfzigern wurde es dann musikedramatisch richtig kafkaesk. Hans Werner Henze komponierte 1951 die Funkoper «Ein Landarzt». «Der Prozess» wurde 1953 von Gottfried von Einem, 2005 von Poul Ruders als «Kafka's trial» und 2015 von Philip Glass zum Musiktheater. Hinzu kommen eine Reihe von Vokal- wie Instrumentalkompositionen. An deren vorläufigem Ende stehen ein heutiger Liedermacher wie Danger Dan mit «Reflexionen aus dem beschönigten Leben» (2018) oder Detlev Glanert mit seiner zwei Sänger einschliessenden «Prager Sinfonie» (2022). Eine Oper über Kafka steht noch aus, aber es gibt ein 1996 von Xaver Paul Thoma geschaffenes Kafka-Ballett.

Der polnische Jude Roman Haubenstock-Ramati absolvierte zwischen 1936 und 1950 eine Odyssee auf der Flucht vor Nazis wie Russen. Sie führte ihn von Krakau über Lemberg, Odessa, Sibirien, Usbekistan, Turkmenistan und die Krim nach Tel Aviv, wieder nach Krakau und schliesslich nach Wien. Als er 1966 «Amerika» vertonte, war er seiner Zeit weit voraus. Ähnlich wie damals Karlheinz Stockhausen, Pierre Boulez und Bernd Alois Zimmermann in den «Soldaten» (1965) träumte er von elektronischen Raumklängen, von phantasmagorischen Hörerfahrungen auf mäandernden Reisewegen durch ein wüstes, kapitalistisch kaltes Ame-



Ganzkörper-Hörerlebnis: «Amerika» am Opernhaus Zürich.

rika als Irrfahrten eines modernen Odysseus. Fälschlicherweise sieht der bei seiner Ankunft im New Yorker Hafen die Freiheitsstatue ein Schwert statt der Fackel tragen; als Metapher hat solches seine Gültigkeit.

Damals hatte der in einer komplexen grafischen Notation schreibende Haubenstock-Ramati vier Tonkanäle und vier Lautsprecher für ein kleines reales und bis zu drei zugespielte Orchester samt Chor vom Tonträger zur Verfügung. Im Zürcher Neorokoko-Ambiente schaffen zwanzig Kanäle, achtzig Lautsprecher und KI ein faszinierendes, in dem instrumentalen Zwischenspiel «Dunkles Haus» gipfelndes Ganzkörper-Hörerlebnis, das dank der Klangregie von Oleg Surgutschow durch Gabriel Feltz wundersam gebündelt und souverän zusammengehalten wird.

Radikale Modernität

Der Bertolt Brecht wie Frank Castorf verbundene Sebastian Baumgarten inszeniert in einem bunten, spielerisch wechselnden Ambiente aus früher Mickymaus, Depressionsbildern und Fifties-Kostümen mit seinen zehn Darstellern (darunter Paul Curievici als Karl und die höhenerprobte Mojca Erdmann) in zum Teil wechselnden Rollen sowie einer alerten Pantomimen-Gruppe (Urban-Dance-Choreografie: Takao Baba) einen präzisen, spannenden USA-Bilderreigen, der im mysteriösen «Grossen Naturtheater von Oklahoma» mündet, wo freilich auch tschechische Kinderfernsehfiguren wie Spejbl und Hurvínek sowie der kleine Maulwurf mittanzten.

Dieses «Amerika» ist ein unbedingt spielenswertes, seine Komplexität fast tänzerisch vorführendes Musiktheater, das vielleicht erst mit heutiger Technik in seiner radikalen, gar nicht gestrigen Modernität zu würdigen ist. Wegen der Pandemie musste es um drei Jahre verschoben werden – um im Jubiläumsjahr passgenau aufzustrahlen. Hätte Franz Kafka das erleben können, würde vielleicht im Tagebuch stehen: «In der Oper gewesen. Gestaunt.»



Film Imponiersüchtig kalt

Wolfram Knorr

Dune: Part Two (USA 2024) von Denis Villeneuve. Mit Timothée Chalamet, Zendaya, Javier Bardem, Josh Brolin, Florence Pugh

Es dröhnt und brüllt und bebt und donnert, Sand wirbelt und tost, und die Riesenwürmer erheben sich aus den Fluten der Wüste, mit tollkühnen «Fremen» als Reiter. Die gigantischen Krümelmonster werden von einem ohrenbetäubenden Crescendo begleitet, das die Kinobestuhlung ins Rütteln bringt. Dem Komponisten und Sound-Designer Hans Zimmer ist es zu verdanken, dass man nicht allzu schläfrig wird. Denn was sich in aufgedonnerter Mächteder-Finsternis-Architektur zwischen düsteren Imperialisten und Freiheitsheroen abspielt, ist die immergleiche Melange aus galaktischem Mummenschanz und religiösem Messias- und Propheten-Gesums; das ist ermüdend.

«Star Wars», «Lord of the Rings», «Avatar» oder wie die Fantasy-Saga-Highlights heissen, unterscheiden sich eigentlich nur durchs Umfeld. Deshalb war der Einfall des Ex-Journalisten, Hobby-Ökologen, Winzers und Religionswissenschaftlers Frank Herbert (1920–1986), seine Fabel mit allem Drum und Dran in staubtrockenen Wüstensand zu setzen, gar nicht übel.

Das war aber auch lange das Handicap. Über ein Dutzend Verlage lehnten die Wüstenei von «Dune» ab. Da half das 11. Jahrtausend auch nicht, in dem das Sandkastenspiel seinen Lauf nimmt. Alles ist hinüber, Hoffnung gibt es nur dank den Fremem, die sich mit dem Wüstenplaneten ganz gut arrangiert haben, wären da nicht die Mächte des Bösen, die das All eigentlich ganz gut im Griff haben, ausser den Planeten Arrakis mit den Fremem. Auf ihm, im Sand, wird das schwer begehrte «Spice» gewonnen, das Gewürz, die Droge, die alles möglich macht: Fliegen, Prophetien, ewige Jugend. Die Leidtragenden sind die Fremem, ihnen wollen die Bösen an die Gurgel.

Ein SF-Magazin hatte sich dann doch erbarmt, Herberts Phantasmagorie in monatlichen Häppchen zu veröffentlichen. Das weckte das Interesse eines obskuren Verlags, der sich 1965 tollkühn zu einer Hardcover-Ausgabe entschloss – und auf einmal fand «Dune» reissenden Absatz, wuchs zu einem sechsbändigen Zyklus heran, wurde über dreissig Millionen Mal weltweit verkauft (nicht der jüngste Stand), in Dutzende von Sprachen übersetzt und mit zahlreichen SF-Preisen ausgezeichnet.

Wie war das möglich? Als hätte ein PR-Team es gemanagt, kam es zur genau richtigen Zeit heraus: in der Ära der Drogen-Flower-

Power-Proteste – denn in «Dune» geht's um ökologische Utopien, die Verherrlichung von Drogen, Heilsversprechen, schön gemixt mit Mythen und allen möglichen Religionen. Das zog natürlich auch die Filmbranche an. Aber erfahrene Produzenten winkten ab, sie erkannten das Problem: Es ist actionarm, zu kompliziert, mit zu viel Gequatsche und zu viel Personal.

Schicke Wüsten-Outfits

Nur Aussenseiter fühlten sich herausgefordert, scheiterten aber alle. David Lynchs schwarz-barocke Version von 1980 wurde zum Desaster. Das wahre Problem liegt weniger in der Action-Armut, sondern vielmehr im Mangel an Ironie. Was George Lucas' «Star Wars» (jedenfalls die ersten drei Filme) so erfolgreich machte, war die Leichtfüßigkeit, der Jux mit der galaktischen Fliegerei und den Robotern. Bei Herbert ist alles heiliger Ernst – was die menschlichen Denkmaschinen, «Mentate» genannt, die «Navigatoren», die den «Raum zusammenfalten können» und andere Mutanten und komische Spezies mit aufgeblasenen Köpfen oder die mysteriösen religiösen Schwesternschaften in unfreiwillige Komik kippen lässt; ganz zu schweigen vom pseudowichtigen Wortgeklingel über Ökologie und Kolonialismus.

Der frankokanadische Regisseur Denis Villeneuve («Sicario») hat es gegen alle Widerstände noch mal gewagt, den Stoff auf die Leinwand zu wuchten. 2020 kam der erste Teil, jetzt folgt

Die Handlung wird vom Treibsand der schrecklichen Ernsthaftigkeit geschluckt.

«Dune: Part Two», und es sind noch weitere geplant. Natürlich ist er ein Vollprofi, der weiss, wie man aus einem solchen Trumm Action filtern kann, ohne an der Substanz zu rütteln. Aber auch seine Handlung wird vom Treibsand der schrecklichen Ernsthaftigkeit geschluckt, und die Mimen werden, in schicken Wüsten-Outfits, zu tönenden Emblemen.

Einzig die Magie der Bilder entschädigt: Der visuelle Einfallsreichtum ist beeindruckend. Etwa der ockerfarbene, porzellanartige Himmel mit der feuerroten Sonne im Zenit, die den Sand wie Glut erscheinen lässt. Oder die schwarzgewandeten, kalkweissen Glatzköpfe, die wie Teufelsmönche intrigierend durch grauschwarze Wuchtbauten schleichen.

Kameramann Greig Fraser und Special-Effects-Supervisor Gerd Nefzer sind die Zauberer. Auch die irren Schwarzweisseffekte durch eine Infrarotkamera bleiben haften. Die Schauspieler kieseln mit Würde durch den Sand, aber ohne Emotion. «Dune: Part Two» bleibt imponiersüchtig kalt. Den Fans ist das völlig schnuppe. Die Netz-Gemeinde spricht von einem Meisterwerk.

Ausstellung Aborigines im Wallis

Rolf Hürzeler

High Five!: Fondation Opale, Lens VS
Bis 14. April

Gott Galalan grüsst im Gebirge. Eine grossartige Wandinstallation zu Ehren des mythologischen Vaters des Bardi-Volkes in der westaustralischen Region Kimberley prägt den Eingang des Kunstmuseums der Opale-Stiftung. Der Künstler Darrell Sibosado, selbst ein Indigener, erinnert mit dem Werk an die Wertvorstellungen des Galalan, der die Menschen zur Selbstbescheidung anhält. Das Museum mit der indigenen Kunst Australiens befindet sich nicht etwa in einer Metropole in Down Under. Es steht vielmehr in der Walliser Berglandschaft am Rand des Dorfes Lens ob Siders.

Ein grosser, weitverzweigter Glasbau lädt zum Besuch dieser einzigartigen europäischen Sammlung. Dieses Museum der Opale-Stiftung dokumentiert in Wechselausstellungen

Die Kunst der Aborigines gehört zu den frühesten menschlichen Zeugnissen überhaupt.

die Kunst und die Tradition der Aborigines-Völker. Gegenwärtig läuft unter dem Titel «High Five!» eine Ausstellung, die europäische Positionen mit der zeitgenössischen Kunst Australiens konfrontiert. Mehr als zwei Dutzend Schweizer Persönlichkeiten stellen Werken indigener Kunstschaffender europäische Objekte ihrer Auswahl gegenüber. Ein risikoreicher Ansatz, gewiss, der indes zu spannungsvollen Konfrontationen führt. So spiegelt Anne-Claire Bisch, Direktorin des Genfer Zollfreilagers, das Werk «Die Geschichte meiner Mutter» der Künstlerin Tanya Umatji Tjapalyi im kolorierten Druck «Die Erschaffung der Welt» des deutschen Kosmografen Sebastian Münster aus dem 16. Jahrhundert. Die Parallelen zwischen den



Spannungsvolle Konfrontationen: Modedesign trifft auf Aborigines-Kunst.

beiden Œuvres sind bei aller Unterschiedlichkeit formal und inhaltlich verblüffend: Beide sind in orange-bräunlichen Tönen gehalten, beide versuchen rational Unverständliches künstlerisch umzusetzen. Die zeitgenössische Australierin abstrakter als der Europäer in der frühen Renaissance.

Sinnbild für den «Schnee»

Die im Wallis lebende französische Mäzenin Bérengère Primat steht hinter der Opale-Stiftung. Sie hat vor zwanzig Jahren in einer Pariser Privatgalerie die Kunst der Aborigines entdeckt: «Ich war sogleich fasziniert, sie liess mich nicht mehr los.» Zumal sie in einer uralten Tradition steht, die 30 000 bis 40 000 Jahre zurückreicht und somit zu den frühesten menschlichen Zeugnissen überhaupt gehört. Primat flog mit dem betagten Kurator jener Ausstellung nach Australien und besuchte mit ihm das Outback rund um Alice Springs in der Mitte des Kontinents. Mit Feingefühl und Geduld brachte er sie nach und nach in Kontakt mit den Urbewohnern, und sie begann sich mit ihrer Kunst intensiv auseinanderzusetzen. Seither ist sie zum Lebens-

inhalt von Primat geworden: «Unser Zentrum ist der einzige europäische Ausstellungsort mit diesem Ansatz.»

Stellt sich die Frage, was indigene Kunst überhaupt ist? Sammlerin Primat zählt die Werke aller Künstler dazu, die sich herkunftsmässig oder ideell mit den Aborigines verbunden fühlen, sagt sie: «Viele von ihnen leben in prekären Verhältnissen.» So gesehen, habe der Ankauf ihrer Kunst auch eine soziale Komponente; 1500 Werke zeitgenössischer Kunst hat die Mäzenin bisher in Lens versammelt.

Die laufende Ausstellung «High Five!» markiert das fünfjährige Bestehen des Zentrums. Neben Persönlichkeiten wie der Spitzenbeamten Bisch stellten teilweise renommierte Künstler ihre eigenen Objekte der Aborigines-Kunst gegenüber. Die Gegenpositionen zu den Aborigines besetzen in dieser Ausstellung vereinzelt Werke hochkarätiger europäischer Künstler unterschiedlicher Epochen wie Bruce Nauman, Jean Dubuffet oder Oskar Kokoschka.

Der Bündner Not Vital fühlte sich durch ein Acrylgemälde des verstorbenen Indigenen Greeny Purvis Petyarre inspiriert, der zu Lebzeiten in Australien Kultstatus genossen hatte.

Er malte auf Leinwand schier unzählige Yams- wurzel-Samen, die angeblich «träumen». Not Vital fühlte sich an die Winter seiner Engadiner Heimat erinnert und wählte aus seiner Sammlung zwei kleinformatige Werke aus – ein Selbstporträt von «Not im Schneesturm» sowie eine bläulichweisse Keramikplatte als Sinnbild für den «Schnee» schlechthin. Das Tandem Petyarre/Vital belegt anschaulich, wie viel Verbindendes sich zwischen völlig unterschiedlichen Vorstellungen ergeben kann. Denn die Symbolwelt der Aborigines erschliesst sich den Europäern nur schwer; die meisten Chiffren sind vielschichtig und mehrdeutig. So kann das wiederkehrende Motiv eines Kreises ebenso auf einen sakralen Ort verweisen wie auf eine Wasserquelle, weil beide den gleichen Stellenwert geniessen.

Nach dem Besuch von «High Five!» geht es zurück zum Schöpfer Galalan im Eingangsbereich. Ich verabschiede mich ehrerbietig von ihm mit dem Versprechen, mich der Bescheidenheit zu befeisigen – und stehe wieder in der spektakulären Walliser Bergwelt.

Kommunikation

Geister, die ich gar nicht rief

Benjamin Bögli

Zum Umgang mit dem iPhone

Fortschritt ist heimtückisch. Passt man nicht auf, verselbständigen sich zum Beispiel elektronische Geräte zauberlehrlinghaft. Ein Klassiker der Mobilfunkgeschichte ist diesbezüglich der Hosentaschenanruf, *Hosesack-Aaruef* im Dialekt, *butt dialing* (Arsch-Wahl) in umgangssprachlichem Englisch. Seit 2015 führt der Oxford English Dictionary den Begriff *pocket dial* offiziell.

Das Phänomen kennt jeder: Man merkt nicht, dass man eine Nummer gewählt hat, und steckt das Handy weg. Der Empfänger nimmt dann im besten Fall ein rätselhaftes, nicht enden wollendes Rauschen wahr, das er mit «Hallo ... hallo ... hallo!» quittiert, oder er ärgert sich ob der überstrapazierten Voice-Mailbox. Hat man Pech, verrät man ihm ungewollt ein Geheimnis. Daran sind schon Ehen zerbrochen, aber auch Verbrechen sind verhindert worden.

Der spektakulärste Fall ereignete sich in Amerika: Ein Mann wollte einen ehemaligen Arbeitskollegen umbringen lassen. Er teilte seinen Plan einer Drittperson, offenbar dem Auftragskiller, mit, bemerkte aber nicht, dass er per *butt dialing* ausgerechnet die Zielperson angerufen hatte, die nun erfuhr, wie sie ums Leben gebracht werden sollte. Sie hörte zum Beispiel, wie ihr Be-



Wie sollen die mit ihrem Latein am Ende sein, die nie damit angefangen haben?
Kurt Steinmann

kannter sagte: «Es ist mir egal, ob Sie sein Haus mit ihm darin niederbrennen müssen. Es ist mir egal, was ihr tun müsst, lasst es wie einen Unfall aussehen.» Der Betroffene alarmierte die Polizei, der Täter wurde verhaftet.

Neben dem *Hosesack-Aruef* macht sich in jüngster Zeit eine fast noch perfidere Nebenwirkung des technischen Fortschritts im Mobilfunkbereich breit. Vor allem iPhone-Benutzer haben damit zu kämpfen. Bei Android-Geräten ist es kein Thema. Einen Wörterbuch-Eintrag hat die ärgerliche Erscheinung noch nicht, nennen wir sie «Vertipper». Wobei das heissen würde, dass der User sich zufällig vertan hat. Es ist aber vielmehr so, dass ihn das iPhone zum Vertippen zwingt: Er kann fast nicht anders, als eine ungewollt Nummer zu wählen. Der Fall ist folgender: Sie sind am Telefonieren, drücken nach Beendigung des Gesprächs auf die entsprechende Auflegetaste, doch stattdessen wählen Sie ungewollt die Nummer aus Ihren Kontakten, die sich gerade auf dem Bildschirm des Smartphones befindet, weil das Menü sich bereits aus dem Telefoniermodus verabschiedet hat. Die Verbindung baut sich so schnell auf, dass der Anruf nicht mehr gestoppt werden kann.

Online-Foren, in denen über iPhones diskutiert wird, sind voll von Beanstandungen zu dieser Bedienerunfreundlichkeit, weil sie regelmässig zu peinlichen Situationen führt. Jemand schreibt, dass er deshalb kurz vor Mitternacht versehentlich den Chef angerufen habe und dass das schon zehn Mal in drei Monaten passiert sei. Ein anderer beschwert sich, dass er am Abend ungewollt wichtige Kunden telefonisch kontaktiere. So gerät man in Erklärungsnotstand. Kommunikationspannen sind programmiert. Geschäftsfördernd ist das nicht. Auf der Support-Homepage von Apple

*Neben dem Hosesack-Aaruef
macht sich eine fast noch perfidere
Nebenwirkung breit.*

hat ein *thread* mit dem Titel «How to Avoid Accidental Back-to-Back Calls on iPhone 13 Pro Max» fast 4000 Kommentare. Die Lösung wäre eigentlich, dass Apple in seiner iPhone-Software die rote Taste zur Anrufbeendigung einfach länger auf dem Touchscreen erscheinen liesse. Doch bisher ist das nicht der Fall.

Es gibt allerdings eine Möglichkeit, die unfreiwillige Telefoniererei zu verbannen: Auch mit der Seitentaste am iPhone-Gehäuse lassen sich Anrufe beenden. So wird man die Geister, die man gar nicht rief, doch wieder los.

Jazz

Durch Nacht zum Licht

Peter Rüedi

Marilyn Mazur Group (Fredrik Lundin, Krister Jonsson, Klavs Hovman): Flow.
Clap Your Hands CYH 0010

Die Lady ist eine Tänzerin. Das sollte sie am Anfang ihrer Laufbahn einmal werden, dann wurde sie Perkussionistin. Das klassische Jazzschlagzeug weitete Marilyn Mazur in ein ganzes musikalisches Universum aus: Gongs, Becken, verschieden gestimmte Bongos (sozusagen afrikanische *speaking drums*). Auch die Kalimba, das Lamellofon oder «Daumenklavier», setzt sie ein. Mit all dem ist sie in ihrer körperlichen Musik Tänzerin geblieben: in ihrem 69. Lebensjahr *young at heart*, zuweilen mit Drive und wildem Feuer, aber auch poetisch, verspielt; ausgelassen und melancholisch.

Mazurs Ansehen ist seinerzeit sprunghaft gestiegen, als Miles Davis sie zwischen 1985 und 1989 in seine späten Gruppen holte und sie auch mit Gil Evans und mit Wayne Shorter spielte. Und dann, ab 1991, tourte sie während vierzehn Jahren mit Jan Garbarek. Bei allem Abglanz solcher Prominenz geht leicht vergessen, dass sie davor mit Andreas Vollenweider spielte, mit Irène Schweizer und anderen Exponentinnen der Feminist Improvising Group. Zumal aber in zahlreichen eigenen Projekten mit dänischskandinavischen Partnern, was für sie, in New York geboren, aber ab dem sechsten Lebensjahr in Dänemark aufgewachsen, nahelag.

Ihr jüngstes Album trägt den sprechenden Titel «Flow». Es ist, nach mehreren umfangreicheren Unternehmen, die Rückkehr zum intimen Rahmen ihrer Marilyn Mazur Group, des Quartetts mit dem schwedischen Saxofonisten/Flötisten Fredrik Lundin, Klavs Hovman, ihrem Lebensgefährten an den Bässen, und dem Gitarristen Krister Jonsson. Letztere beide sind auch verantwortlich für die vielfältigen Weiterungen und Vertiefungen mit elektronischen Mitteln. Das Album beginnt mit der sparsamen Magie von Mazurs Kalimba, einem afrikanischarchaischen Moment. Es weitet sich dann in schönen Stücken zu verspielter Melodiösität (mehr als eines erinnert an Ornette Coleman) oder zu Tableaus und weiten (elektronischen) Klangflächen: sozusagen bewegte Wasser, über denen das subtile Saxofon von Lundin schwebt oder aus denen sich konturierte Gitarrenläufe oder rhythmische Miniaturen erheben wie rettende Ufer. Das Album lebt von der Spannung zwischen solchen atmosphärisch entgrenzten, dunklen Klangräumen und zuweilen wild splinternder heller Verspieltheit. Zwischen Pathos und Humor. Durch Nacht zum Licht.



«Da musst du durch»: Zwillinge in Ouidah, Benin, 2002.



UNTERWEGS

Meine Heilung

Alberto Venzago

Zwölf Jahre lang drehte ich am Dokumentarfilm «Mounted by the Gods» über Voodoo-Riten in Westafrika.

Ich glaubte nicht mehr daran, dass meine Magazin-Reportagen etwas bewirkten. Ich war ausgelaugt. In Benin fand ich, wonach ich suchte, und war gezwungen, zu verweilen.

In den Riten, den sich im Rhythmus wiegenden Körpern, den in Trance gefallenen Tänzern, die drohend und feierlich zugleich an ihren heiligen Orten der Nacht erschienen, erkannte ich meine Bestimmung. Es war mehr als nur ein optisch faszinierendes Thema. Es war meine Obsession. Ich war bereit, die Orientierung zu verlieren, mich fallenzulassen in ein Zimmer ohne Boden.

Tote schwarze Katze

Eigenartige Zufälle, was soll man bloss davon halten? Welche Kräfte sind da am Werk?

Die erste und einzige Kopie des Voodoo-Streifens verbrannte bei einem Autounfall nahe München. Die Filmrollen kamen aus Japan von einer Spezialvorführung. Beim Filmfestival in Solothurn fiel eine halbe Stunde vor der Premierenvorstellung der Strom aus. «Ein gerissener Werbeschachzug!» hiess es in der Presse.

Von einer *Stern*-Reportage über Sextourismus in Japan kehrte ich mit undefinierbaren Schmerzen zurück. Krank an Leib und Seele reiste ich von Arzt zu Arzt. Keiner verschaffte mir Linderung.

Dann der Schock. Ich erfuhr aus Benin, dass ich «von Fofu verhext worden» sei. Zum Zeichen dafür habe man eine tote schwarze Katze am stillgelegten Bahnhof Ouidah abgelegt, der Magier liess mich rufen: «Du musst runterkommen. Allein!»

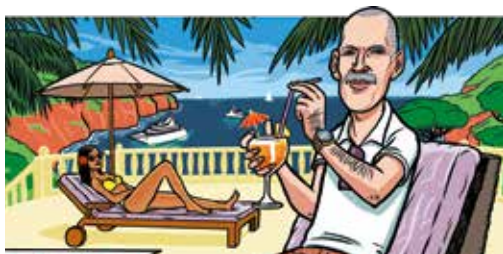
Ich wurde vom Kräuterdoktor in eine stockdunkle, von scharfen Dünsten erfüllte Hütte geführt. Ich spürte, nicht allein zu sein im Herzen der Finsternis, hörte mein Blut pochen bis in die Ohren, und ich bin sicher, dass das Ritual die Aufgabe hatte, «mich zu testen. Da musst du durch.»

Ich rauchte einen «Riesenjoint», fühlte mich von einer unsichtbaren Hand berührt. Alles verschwamm, als ob die Zeit flüssig wäre.

Was auch immer die Elixiere des Mediziners bewirkten, nach Tagen kam ich im Freien und beim Heilen zu mir. Lachende Leute umstanden mich. Kinder mit aufgerissenen Augen. Nackt und leicht sprang ich ins Meer.

Geheilt!

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Mein Magier im Kreml

Mark van Huissing

Sie als geschätzte Leserin, geschätzter Leser haben vielleicht bereits bemerkt, dass Ihr Kolumnist in der Regel nicht der Erste ist, der über ein Buch, Album, einen neuen Film et cetera berichtet. Das hat mit dem zu tun, was ich «Hype-Bremse» nenne – wenn zu viele etwas lesen, hören, sehen, braucht es mich nicht auch noch in dem Augenblick, finde ich. Aber auch damit, dass ich nie ein News-Hund war; neusten Nachrichten nachzuhecheln ist nicht mein Geschäftsmodell. Stattdessen versuche ich, mich über Werke auszulassen, wenn es so aussieht, als würden sie einen langen oder sogar dauerhaften Eintrag im Archiv der Zeit-

Kann, ja, soll das Werk vom Künstler gesondert betrachtet werden?

geschichte hinterlassen (idealerweise habe ich dann was Zusätzliches beizutragen, wenn ich schon spät damit komme).

So viel zum Haftungsausschluss. Und jetzt zum «Magier im Kreml», dem (nicht ganz neuen, aber sehr) aktuellen Buch des italienisch-schweizerischen Schreibers Giuliano da Empoli, den hierzulande kaum einer kennt. Es handelt sich dabei um einen Roman, der kurz nach dem russischen Angriff auf die Ukraine zuerst auf Französisch erschien. Und in dem eine erfundene Figur, die auf dem real existierenden ehemaligen Öffentlichkeitsarbeitsberater von Wladimir Putin – tatsächlich, der russische Präsident hatte einen solchen – fusst, aus ihrem Leben im Kreml sowie in Londoner Luxushotels oder Villen an der Côte d'Azur erzählt.

Der Autor ist kundig, weiss, wovon er spricht beziehungsweise schreibt. Der Fünfzigjährige, ein studierter Jurist und Politikwissenschaftler, lernte als junger Mann in Rom den damals unbekannteren Matteo Renzi kennen – acht Jahre später wurde der Italiens jüngster Ministerpräsident und da Empoli sein Berater (bereits der Vater des Autors war seinerzeit ein hoher Berater der Regierung Bettino Craxi gewesen; die Mutter ist Schweizerin). Davon abgesehen seien die Machtverhältnisse in Russland «seine Obsession seit den 1990er Jahren», er habe während vieler Aufenthalte in Moskau dazu recherchiert (*Financial Times*).

Der Schriftsteller schätzte, er werde 3000 Stück seines ersten Romans verkaufen, mittlerweile sind es wohl eine Dreiviertelmillion oder mehr, davon 650 000 in Frankreich allein; er lebt seit einiger Zeit in Paris, wo er einen linksliberalen Think-Tank, eine Denkfabrik, gründete, und schreibt auf Französisch. Das Buch, finde ich, ist lesenswert: Man lernt, wie der «Zar», Putin, denkt, was ihn antreibt. Weiter beschreibt es zutreffend die Lage in Moskau in den späten 1990er Jahren – eine Mischung aus geltenden Regeln plus herrschender Unordnung, die spannend war und Tüchtigen Aufstiegsmöglichkeiten verschaffte. Und schliesslich ist es sprachlich stark (ich las die englische Übersetzung).

Jetzt aber zum Aber: Da Empoli ist ziemlich angetan von Putin und dessen System. Oder kann zumindest gute Gründe erkennen, warum der russische Präsident handelt, wie er handelt. Der Schreiber findet diesen Handel – Diktatur, dafür dürfen grosse Leute unermesslich reich werden respektive kleine Leute stolz darauf sein, in einem wiedererstarteten Weltreich zu leben – in Ordnung. Besonders wenn man bedenkt, findet er, dass die Chefs der sogenannten freien Welt oder anderen Weltmacht auch nicht besser seien (höchstens mehr Wert auf die Aussenwahrnehmung legen).

Die Frage ist nicht neu: Kann, ja, soll das Werk vom Künstler, der es geschaffen hat, gesondert betrachtet werden? Darf man zum Beispiel die Musik von Carlo Gesualdo bewundern, obwohl der herausragende italienische Komponist des 16. Jahrhunderts im Wahn seine Frau und deren Liebhaber ermordete? Oder was, wenn Hitler ein besserer Maler, ein grosser sogar gewesen wäre? Stalin ein Ausnahmeskulpteur, Pol Pot ein Poet der Extraklasse?

Daran gemessen, zum Glück, ist die Sache mit Giuliano da Empoli, dem talentierten Schriftsteller, der die längste Zeit kein Romancier war, sondern politischer Berater und Debattierer, fast eine harmlose: Er hat niemandem etwas Schlimmes angetan. Bloss einen Roman über einen Menschen geschrieben, den er gut findet, obwohl dieser viel Leid verursacht, Schaden angerichtet und Schlechtes getan hat. Ein sehr gutes Buch. Das man lesen soll. Und gut finden darf.



UNTEN DURCH

Sonjas Testament

Linus Reichlin

Die Nachricht ging wie ein Lauffeuer durch meinen Bekanntenkreis: Sonja hat ein Testament gemacht. Sie hat ihr gesamtes Vermögen irgendeinem Kinderhilfswerk vermacht. Mit «gesamt» sind zirka fünf Millionen plus eine Villa am Zürichsee plus ein Ferienhaus auf den Kanarischen gemeint. Sonja hat keine Kinder und erst recht keinen Mann, und ihre Schwester ist schon verstorben. «Ihr seid meine Familie!», sagte Sonja vor drei Monaten an der Feier ihres 75. Geburtstags zu uns, ihren Freunden. «Schöne Familie!», sagte mein Freund Bruno, als ich ihm am Telefon vom Testament erzählte. Er war richtig sauer. Bruno hat es ja im Leben nicht weit gebracht, seine berufliche Laufbahn kann als Hamster rad bezeichnet werden. Er hat fest damit gerechnet, dank Sonja der Altersarmut zu entgehen. «Das ist ja nur eine Frage der Zeit», sagte er vor einigen Jahren einmal, «so viel, wie die raucht!» Als Sonja an ihrem 75. während ihrer Feierrede einen Hustenanfall bekam, flüsterte Bruno mir zu: «Geht vielleicht sogar schneller, als ich dachte.»

Ehrlich gesagt, erzeugte der Hustenanfall von Sonja auch bei mir eine gewisse Erleichterung, denn ich habe AHV-Beitragslücken, und ein liederlicher Lebenswandel hat fast mein gesamtes Vermögen aufgezehrt. Und jetzt die-

«In Wirklichkeit hassen die Bridge! Sie spielen mit Sonja nur, weil sie erben wollen!»

ses Testament! Ein Schlag ins Gesicht! «Kinderhilfswerk», sagte Bruno, «das klingt für mich wie Stechmücken-Zuchtanlage! Ich meine, wenn wir etwas nicht brauchen, dann Kinder! Es gibt doch schon zu viele Menschen, und weisst du», sagte Bruno, «es hätte mich ja nicht gestört, wenn Sonja denen eine oder zwei Millionen vererbt hätte. Aber alles! Die ganze Kohle! Das ist ein Affront!» Emil, einer der besten Freunde von Sonja, nannte es nicht Affront, sondern er sagte mit ganz leiser Stimme zu mir: «Irgendwie tut mir das einfach weh, verstehst du? Es verletzt mich, verunsichert mich. Das ist nicht die Sonja, die ich kenne und liebe. Die Sonja, die ich liebe, würde niemals fremden Leuten ... verstehst du, sie kennt doch diese Kinder gar nicht! Sondern sie würde», sagte Emil, «ihr Vermögen denen vererben, die zu Lebzeiten jeden Donnerstag mit ihr Bridge gespielt haben, stundenlang. Endlos.»

Emil gehört zur sogenannten Bridge-Clique, Freunde von Sonja, die Sonjas Bridge-Obsession angeblich mir ihr teilen. Bruno sagte schon früher immer: «In Wirklichkeit hassen die Bridge! Sie spielen mit Sonja nur, weil sie erben wollen!» Na gut, aber andererseits hat Bruno mit Sonja, die ausser Bridge das Singen liebt, immer sonntags im Duett Lieder von Schopenhauer, Kant und was weiss ich gesungen, obwohl Bruno klassische Musik für dekadent hält, er ist AC/DC-Fan. «Na gut, dann reden wir jetzt mal von dir!», sagte Bruno. Von mir? Was ist mit mir? Ich persönlich sehe nach anfänglicher Missbilligung des Testaments jetzt alles aus einer höheren Warte. Es gibt heutzutage nun mal viele reiche, alleinstehende, kinderlose Leute, die sich am Ende ihres Lebens Gottes Wohlwollen erkaufen möchten. Sie glauben, dass Gott es besser findet, wenn sie ihr Geld einem Rotznasen-Hilfswerk oder, noch schlimmer, Greenpeace vererben, anstatt damit notleidende Freunde

zu unterstützen. Diese Sehnsucht, die Welt als karitativer Mensch zu verlassen, existiert, seit Jesus seine Kleider verschenkte, man muss es einfach akzeptieren.

«Tu nicht so heilig», sagte Bruno, «du hast doch letztes Jahr sogar versucht, Sonja ins Bett zu kriegen!» – «Aber doch nur wegen meiner Beitragslücken!», sagte ich. Einen anderen Grund könnte ich mir gar nicht vorstellen. Aber wie gesagt, jetzt akzeptiere ich, dass Sonja nur an ihr eigenes Seelenheil denkt. Möge sie in Frieden ruhen, wenn die Zeit kommt. Aber möge sie sich dann auch nicht wundern, dass ich nur eine Plastiktulpe auf ihr Grab lege, weil ich mir etwas anderes nicht leisten kann!



SEX Signale deuten

Dania Schifftan

Liebe Dania, unter meinen Freundinnen wird das Thema Squirting heiss diskutiert. Kann das jede Frau, oder muss man da eine spezielle Veranlagung haben?

M. N., Bern

Wenn Frauen ejakulieren, fliesst eine kleine Menge Flüssigkeit aus der Harnröhre. Zudem befinden sich rund um die G-Zone Drüsen, die ähnlich dem Prostatagewebe beim Mann ein Sekret produzieren. Beim Squirting wird ein Gemisch aus Urin und Drüsensekret aus der Harnröhre gespritzt. Dies geschieht häufig nach einer Stimulation mit hohem Druck und anschliessendem Loslassen und Entspannen dieser Region. Nicht immer erleben Frauen automatisch einen Orgasmus, wenn sie abspritzen. Es gibt Menschen, die das ohne Üben können, und solche, die es können wollen und



deshalb üben. An dieser Stelle ist es wichtig, zu wissen, dass nicht alle Frauen es als angenehm empfinden, wenn sie squirten.

Die Frauen, die Squirting positiv erleben, beschreiben es als Gefühl kompletter Freiheit. Sie geniessen es sehr, ganz loszulassen und auf nichts achten zu müssen. Es gibt jedoch auch Frauen, die sich Sorgen machen, wenn sie bei sexueller Erregung einen Harndrang verspüren. Bei ihnen flaut die Lust schnell ab, weil die Empfindung bei ihnen den Eindruck «Ich

Sie geniessen es sehr, ganz loszulassen und auf nichts achten zu müssen.

muss pinkeln» auslöst und sie Angst haben, sich so zu zeigen. Da die G-Zone sehr nahe an der Harnröhre liegt, kann unser Gehirn die Empfindung, die entsteht, nur schwer unterscheiden. Es bedarf ein wenig der Übung, die Signale «richtig» zu deuten und zwischen sexueller Erregung und Harndrang zu unterscheiden. Um Ihre Frage zu beantworten: Ja, aus meiner Sicht kann das jede Frau lernen. Doch ob sie es möchte und dann auch geniessen kann, ist eine andere Frage.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an daniam@weltwoche.ch

Gemach!



Begriffe wie «Genozid» entwickeln im Kampf um Aufmerksamkeit ein Eigenleben.

Der Kampf um Aufmerksamkeit gleicht einer Spirale. Reichweite erzielt, was im Netz gut klickt. Gut klickt, was Empörung erzeugt. Die Polarisierung, die Unversöhnlichkeit, ist ein Produkt der Erregungsindustrie. Bei jeder Abstimmung geht es um alles oder nichts, um Leben und Tod, um den Untergang des Abendlands. Und die Position der Mitte ist im Sperrfeuer buchstäblich *stuck in*

the middle, wie es in der Wirtschaft heisst. Weil die emotionalen Ressourcen begrenzt sind im Empörungshagel, mutieren wir zu Untoten mit Dauer-Fatigue. Emotionale Betroffenheit erfordert immer noch stärkere Reize, der Kater lässt sich nur mit noch härterem Gebräu überwinden. Begriffe nutzen sich ab in der politischen Diskussion, rhetorische Flammenwerfer wirken wie verbale Stinkbomben. Anders ist es

nicht zu erklären, warum beschreibbare Etiketten mit historischer Definitionsschärfe wie «Genozid», «Nazi» oder «Sozialismus» in der Auseinandersetzung abperlen wie ein Regentropfen an einer jungen Ente.

David Schärer ist Marketing- und Werbe-Experte.

PEANUTS
by SCHÄRER



Uhren und Holz von Welt

Der Bieler Swatch-Hauptsitz sticht ins Auge und hat eine beeindruckende Baugeschichte.

Filme, die zeigen, wie ein Gebäude entsteht, sind normalerweise keine Blockbuster. Eine zehnmünütige Dokumentation des Unternehmens Blumer Lehmann bildet eine Ausnahme. Schon über 85 000 Personen haben sich dafür interessiert, wie die Gossauer Firma den neuen, 2019 eröffneten Swatch-Omega-Hauptsitz konstruierte. Atemlose Action sieht man nicht, dafür wird die Haargenauigkeit beschrieben, mit der sich die hölzernen Elemente präzise wie ein Schweizer Uhrwerk ineinanderfügen.

Das schlangenförmige Bieler Geschäftshaus ist das grösste «Einzelholzbau-Bürogebäude der Welt», wie es heisst. In Zahlen bedeutet dies, dass der Holzbauspezialist Blumer Lehmann innerhalb von zehn Monaten 4600 Einzelbauteile aus Schweizer Fichte zu einem 240 Meter langen, 35 Meter breiten und 27 Meter hohen Gebäude zusammensetzte. «Es lässt sich sagen, dass wir den Bau innerhalb von plus/minus 5 Millimetern montiert haben», sagt ein Mitarbeiter zur schwierigen geometrischen Aufgabe. Erfolgsunternehmer und Swatch-Chef Nicolas G. Hayek schwärmte damals: «Jetzt haben wir alle Marken, die

das Herz der Swatch-Gruppe sind, erstmals unter einem Dach.» Auf einer Fläche von 25 000 Quadratmetern sind auf über fünf Etagen rund 300 Arbeitsplätze untergebracht. Das Ganze kostete 220 Millionen Franken.

Eines der «coolsten» Bürogebäude

Erdacht hatte sich die verspielte Holzkonstruktion der japanische Starbaumeister und Pritzker-Preisträger Shigeru Ban. «Die Schweiz ist das am weitesten entwickelte Land für Holzbau», sagte er. Der Architekt hatte 2013 schon den hölzernen Neubau der Tamedia in Zürich entworfen. Und es war nicht das erste Mal, dass er für den Schweizer Uhrenkönig kreativ war: Bereits 2008 entstand unter seiner Aufsicht das «Nicolas G. Hayek Center», ein originelles, turmartiges, 56 Meter hohes Laden- und Geschäftsgebäude mit viel Glas in Tokios Luxuseinkaufsviertel Ginza.

Internationale Ausstrahlung hat aber auch Shigeru Bans Bieler Uhrenzentrale: Die amerikanische Branchenzeitschrift *Architectural Digest* führt den Swatch-Omega-Bau von 2019 neuerdings in ihrer Liste der «11 coolsten Hauptsitze der Welt».



THIEL

Abtreiben fürs Klima

Verkäuferin: Möchten Sie Ihre Bahntickets für einen kleinen Aufpreis klimakompensieren?

Kundin: Wieso fragen Sie das ausgerechnet mich?

Verkäuferin: Ich muss das jeden Bahnkunden fragen.

Kundin: Habe ich denn nicht schon genug getan fürs Klima?

Verkäuferin: Bitte weinen Sie nicht.

Kundin: Ich habe sogar fürs Klima auf Kinder verzichtet.

Verkäuferin: So hören Sie doch auf zu weinen ...

Kundin: Fünfmal war ich schwanger und habe mich jedes Mal für die Abtreibung entschieden, nur um das Klima zu retten.

Verkäuferin: Bitte schauen Sie mich nicht so vorwurfsvoll an ... Ich konnte doch nicht ahnen, dass ...

Kundin: Dabei liebe ich Kinder über alles. Ich hatte mir so sehr eine Familie gewünscht. So gern hätte ich Kinder gehabt. Während meines ganzen Lebens wäre es mein grösster Wunsch gewesen, Kinder zu haben. Aber jedes Mal drohte der Klimakollaps, und so habe ich immer wieder und wieder abgetrieben, bis ich keine Kinder mehr haben konnte. Und jetzt bin ich hier, allein, und möchte nur mit der Bahn von A nach B fahren.

Verkäuferin: Bitte nehmen Sie die Tickets und entschuldigen Sie ...

Kundin: Danke. Und danke fürs Zuhören. Auf Wiedersehen.

Begleiterin: Komm jetzt.

Kundin: Hier ist dein Ticket.

Begleiterin: Wozu hast du diese Show abgezogen? Du hast doch fünf Kinder, und allen geht es prächtig.

Kundin: Ja, aber wetten, dass die Verkäuferin es nie mehr wagt, jemanden zu fragen, ob er sein Ticket gegen einen Aufpreis klimakompensieren will?

Andreas Thiel



4600 Einzelteile aus Schweizer Fichtenholz: Swatch-Zentrale in Biel.



In Zürich: Modezar Roberto Quaglia mit seinem Sohn Gian-Luca.



Gern gesehen: Jürg Rötheli, CEO Ors Group, Dominik Rainer, Direktor Hays Schweiz.



Alles im Griff: Luzius Meisser, Präsident Bitcoin Suisse.



Stefan Zwahlen, CEO Bank Maerki Baumann, Martin Wiedmann, Chairman Pro Aurum.



Motiviert: Moderator Reto Brennwald, Referent Niklas Nikolajsen und Efficiency-Präsident Guido Persterer.

BEI DEN LEUTEN

Zürich im Bitcoin-Fieber

Mitten im Krypto-Höhenflug hielt Pionier Niklas Nikolajsen beim Efficency Club ein vielbeachtetes Referat.

André Häfliger

Als der Bitcoin noch knapp einen Dollar kostete, griff Referent **Niklas Nikolajsen** zu. Kürzlich knackte die Währung die Rekordmarke von 57 000 Dollar! «Die Kryptowährung hatte es mir angetan», sagte der gebürtige Däne. Nikolajsen ist ein *early adopter*, Investor sowie Fintech-Unternehmer im Bereich Kryptowährungen und Kryptofinanzierungen. Er ist Gründer von Bitcoin Suisse und im Verwaltungsrat der Nikolajsen Capital AG. Seit kurzem wohnt er in Oberwil im 45-Zimmer-Anwesen St. Karlshof. «Nikolajsen ist ein standhafter Visionär. Harsche Kritik beeindruckt ihn kaum», sagte Efficiency-Präsident **Guido Persterer**, der 250 Gäste begrüßte. «Ich war von Anfang an beeindruckt von ihm.» Bis 2017 war Nikolajsen CEO, machte die Firma mit heute über 200 Mitarbeitenden zum grössten Unternehmen im Schweizer Kryptofinanzbereich. 2021 wurde er vom Wirtschaftsmagazin *Bilanz* zu einem der wichtigsten «Decentralizer» ernannt.

Moderator **Reto Brennwald**: «Ich habe keine Bitcoins. Aber die wirtschaftliche Bedeutung ist auch mir bewusst.» **Stefan Zwahlen**, CEO Bank

Maerki Baumann: «Nikolajsen ist ein Bitcoin-Strategie mit Weitblick.» Eventmanager **Freddy Burger**, früherer Manager von Weltstar **Udo Jürgens**, doppelte nach: «Was der Referent sagte, hat Hand und Fuss.» Lichtkünstler **Gerry Hofstetter**: «Nikolajsen ist eine Ikone, der mit beiden Füßen auf dem Boden steht.» **Luzius Meisser**, Präsident Bitcoin Suisse: «Niklas ist einzigartig und eine grosse Inspiration für die gesamte Szene.» **Oliver Prange**, Verleger des Magazins *Du*: «Nikolajsen ist auch ein Medienstar.» Unternehmer **Gero Bauknecht**: «Er versteht es, komplexe Zusammenhänge gut verständlich darzustellen.» **Tanja Vainio**, Präsidentin Schneider Electric: «Dieses Referat hat mich echt begeistert.»

Warum arbeitet der Referent eigentlich noch, wurde da und dort gefragt. Nikolajsen dazu: «Es gibt gute Gründe dafür. Meine Arbeit ist sehr aufregend. Wir, die gesamte Kryptoszene, aber auch Bitcoin Suisse, können noch sehr viel mehr erreichen.» Wie hoch wird der Bitcoin noch steigen? «In vier Jahren ist eine halbe Million möglich!» Warten wir mal ab.



Leuchtend:
Lichtkünstler Gerry Hofstetter.



Mitten drin:
Ex-US-Botschafterin Ellen A. Delman mit Valerie Persterer (Efficiency).



Verliebt: Isabella und Freddy Burger,
Eventmanager.



Zum Wohl: Tanja Vainio, Schneider
Electric, Vanessa Reiser, BMW Schweiz.



Mit Elan: die Unternehmer Gero Bauknecht
und Francisco Fernandez.



Nächste Generation: Gian Fischer, Luisa Clavadetscher, Cedric Ton-That, Samuel Rühli
und Niels Montézin.



Im Gespräch:
Du-Verleger Oliver Prange.

Die Bar für die Austern und der Grill für den Hummer

Dallmayr Bar und Grill, Dienenstrasse 14–15,
80331 München, Tel. +49 89 21350

Dallmayrs Delikatessenhaus ist ein Must bei jedem Besuch in München! Einst bei uns vor allem wegen seines Kaffees bekannt, ist der Laden heute zum Eldorado für alle geworden, die gern gute Produkte einkaufen – oder sie auch gleich vor Ort verzehren. «Das Auge isst mit», lautet hier das erstrangige Verkaufskonzept. Aus jeder Verkaufsabteilung grüssen einen die kulinarischen Versuchungen in einer unwahrscheinlichen Fülle, seien das nun Brote, Obst und Gemüse, Süssigkeiten, Käse, Fleisch oder Würste; gar nicht zu reden von den Weinen und Spirituosen. Eine lange Reihe von Kunden steht vor den Schneidemaschinen an, an denen freundliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sich bemühen, die Wünsche der Kunden zu erfüllen:



Welch eine Geografie der Würste! Welch eine Welt voller Schinken aus aller Herren Ländern oder mindestens allen Regionen Europas!

Zum Glück gibt es neben dem Café-Bistro und dem Restaurant «Alois Dallmayr Fine Dining» im ersten Stock nun schon seit ein paar Jahren eine Bar mit Grill im Erdgeschoss, die im Sommer auch Tische im Freien hat. Als «Contemporary Cuisine» wird das Angebot umschrieben. Wer einen Platz an einem der Tische der Bar ergattert, kann zuschauen, wie an der Fischtheke

dahinter die Austern geöffnet, die Crevetten abgefüllt, die halben Hummer auf den Grill gelegt und die Seezungen oder gewaltigen Steinbutts gehäutet werden. Während man ein Glas Champagner trinkt, werden am japanischen Robata-Grill, der Abkürzung für «Robatayaki», dem Kochen nah am offenen Feuer mit grosser, nicht regulierbarer Hitze, spektakuläre Kochzeremonien für das perfekte Garen von Filetstücken und Fisch- oder Krustentieren über der glühenden Holzkohle vorgeführt. Die Champagner- und Weinkarte ist nicht enden wollend. Das gilt natürlich auch für das gute Dutzend Arten von Kaviar, die diversen Austern, die Krabben, Garnelen und Shrimps. Die Karte umfasst auch Bouillabaisse, Hummergerichte oder Rindstatar. Wie gut traf es sich, dass wir am nächsten Tag um die Mittagszeit «zufällig» schon wieder in der Nähe dieses kulinarischen Eldorados waren. Reservieren!

WEIN / PETER RÜEDI

Grosse Frische aus tiefen Wurzeln

Terrenus vinha da Ammaia amphorae
tinto 2022. DOC Alentejo. 13,5%. Real Wines,
Vico Morcote. Fr. 19.70. www.realwines.ch
Terrenus Reserva tinto 2017. Vinhas velhas.
DOC Alentejo. 14,5%. Real Wines. Fr. 31.50

Rui Reguinga, geboren 1966, ist Portugiese und einer der bekanntesten Weinmacher seines Landes. Nein: weit darüber hinaus. Reguinga ist der Inbegriff eines «flying winemakers». Früh schon, nach dem Studium in Lissabon, einem Post-Graduate-Abschluss in Wein-Marketing in Porto und einer Lehrzeit in der Champagne, begann er sich in jungen Jahren einen Namen als Berater zu machen. Das ist er bis heute, und zwar mit weitgestecktem Horizont. In seinem Wirkungskreis geht die Sonne nicht unter: Brasilien, Argentinien, Chile, Sri Lanka, Australien, Neuseeland, Kalifornien. Wo immer anspruchsvoller Weinbau betrieben wird, Reguinga ist da, früher oder später. Da kämen schon Zweifel auf, hätte der rasende Globalist mit seiner 2000 gegründeten Rui Reguinga Enologia Lda. nicht gleichfalls Projekte in seiner Heimat angeworfen. Im nördlichsten Alentejo hat



er buchstäblich Wurzeln geschlagen: In wilden Weinbergen in den coolen hohen Lagen nördlich von Portalegre lebt er seine Leidenschaft für alte, tief in den schiefer-, granit- und kalkhaltigen Terrains wurzelnde autochthone Reben. In seinen Weinen vereinigt er bis zu zehn verschiedene Sorten, die in seinen Rebbergen nebeneinander wachsen, zu einem «field blend».

Die Bewunderung für alles, was alt ist, gehört ja zu den unter Weinfreunden verbreiteten Obsessionen.

So sehr, dass sie Weine in ihrem Keller zuweilen so lange begraben, bis sie untrinkbar geworden sind. Mit alten Reben verhält es sich anders. Einer, der Reguingas Wertschätzung dafür teilt, ist Paul Liversedge, Master of Wine und unter anderem Importeur von eben des-

sen Produkten. Er nennt drei Gründe, die für alte Reben sprechen. Sie bringen zum Teil winzige Erträge, oft nicht mehr als ein Glas pro Stock, produzieren also eine Rarität. Weiter investieren sie ihre Energie in weniger Trauben, deren Saft somit konzentrierter wird. Und endlich wurzeln sie tiefer auf der Suche nach Wasser und Mineralien, was den Charakter der Weine schärft.

Eben das gilt selbst für Reguingas jugendliche Variante aus alten Wurzeln, den Terrenus vinha Ammaia tinto aus dem Jahr 2022: kein Schmeichler, aber wunderbar frisch und süffig mit seiner rotfruchtigen, blühenden Aromatik, dem schlanken, kompakten Körper, der guten Säure. Ausgebaut wurde er in Amphoren aus Ton.

Ein «field blend» ist auch der magistrale Terrenus Reserva vinhas velhas 2017, ein Wein, der sich Zeit liess bis zu dieser abgeklärten, der tiefverwurzelten Herkunft angemessenen Form: zwei Jahre in Barriques aus französischer Eiche, zwei weitere Jahre in der Flasche – heute eine reife, schwarzbeerige, vollmundige, elegant signorile Erscheinung von gespannt frischer mineralischer Eleganz.

Prekäre Verkehrslage

Die Situation auf der Strasse wird immer unübersichtlicher. Bei diesen drei Verkehrsteilnehmern ist Vorsicht geboten.



1 — Die Linksfahrer. Auf Schweizer Strassen gilt das Rechtsfahrgebot. Es bedeutet, dass grundsätzlich auf der rechten Seite zu fahren ist und auf Autobahnen nur zum Überholen die linke Spur benutzt werden soll. Die Realität sieht in den meisten Momenten des Tages anders aus, beide Spuren sind gut benutzt. Aber mittags oder nach Ende des Feierabendverkehrs, wenn sich die Reihen gelichtet haben und man etwas Tempo aufnehmen könnte, fährt man beim Überholen gerne auf einen Verkehrsteilnehmer auf, der sich mit 110 km/h auf der linken Spur festgefahren hat und entweder vergessen hat, wieder nach rechts zu rücken, oder Angst vor dem Spurwechsel hat. Wie im richtigen Leben gilt es allerdings sich vor jenen Leuten in Acht zu nehmen, die sich für keine Seite entscheiden können und deshalb bei dreispurigen Autobahnen und gemächlicher Fahrt die mittlere Spur wählen und gefährliche Überholmanöver provozieren – von ganz rechts nach links und wieder zurück.

2 — Die Drängler. Routinierten Autofahrern sind die Stellen bekannt, wo sich beispielsweise die A1 ausnahmsweise – und nur für kurze Zeit – auf drei Spuren ausdehnt, sich aber nach wenigen hundert Metern wieder verengt. Hier greifen gerne jene Autofahrer an, die schnell noch zwei, drei Plätze gutmachen wollen, als handle es sich um ein Rennen, bei dem jede Hundertstelsekunde über einen Podestplatz entscheiden könnte. Als Autofahrer macht man gerne den Fehler, alle anderen Verkehrsteilnehmer für weniger gut qualifiziert als sich

selbst zu halten, was rein nach den Gesetzen der Logik nicht aufgehen kann. Aber bei der Reissverschlussproblematik gilt festzuhalten, dass das Vordrängen in der Gesamtrechnung ebenso wenig Sinn ergibt wie sich überholende Lastwagen. Auf der Zeitachse einer Fahrt über mehrere Dutzend Kilometer resultiert aus solchen Manövern kein Gewinn an Zeit. Stauforscher haben hingegen belegt, dass die Grundursache für einen plötzlich auftretenden Phantomstau eine Überreaktion beim Bremsen vorausfahrender Fahrzeuge ist, die zu einer Kettenreaktion führt.

3 — Der Velorowdy. Es klingt zunächst nach einem zu oft bemühten Klischee, aber vor Zweiradfahrern müssen sich Autofahrer (und Fussgänger) in Städten tatsächlich fürchten und/oder in Acht nehmen. Meine Theorie ist, dass viele Velofahrer grundlegende Gesetze des Strassenverkehrs nicht beherrschen, weil sie entweder nie einen Führerausweis erworben haben oder – noch schlimmer – sich aus moralischer Überlegenheit nicht zur Einhaltung von Regeln verpflichtet fühlen. Dazu gehören etwa das Anpassen der Geschwindigkeit an die Verhältnisse oder das Beachten relativ simpler Vortrittsregeln. Es ist mir als Autofahrer in Zürich mehrfach passiert, dass nur meine Vollbremsung eine Kollision mit einem Velofahrer verhinderte, der ein Rotlicht missachtet hatte. Denn wer als Autofahrer versucht, das Recht des Stärkeren durchzusetzen, gehört zur gefährlichsten Kategorie auf den Strassen überhaupt.



OBJEKT DER WOCHE

Edelleute spielen Pingpong

Louis-Vuitton-Pingongtisch
Erhältlich für 67 000 Euro

Die ungebrochene Strahlkraft des Tennis stellt den Pingpong-Sport seit je in den Schatten. Dabei sind beide Ballspiele, so, wie wir sie heute kennen, etwa gleich alt, stammen aus England und sind beide olympisch. Dem Tischtennis mangelt es an Grandezza, denkt man, ihm fehlt das Epische. Wobei der längste Pingpong-Ballwechsel Tennis zum Wimpernschlag-Ereignis deklassiert: Bei der Weltmeisterschaft in Prag kämpften 1936 der Pole Aloizy Ehrlich und Farkas Paneth aus Rumänien zwei Stunden und zwölf Minuten um einen einzigen Punkt. Als längste Rallye im professionellen Tennis gilt das Duell zwischen Vicki Nelson und Jean Hepner, die 1984 in Richmond, Virginia, bloss 29 Minuten lang denselben Ball bearbeiteten. Vielleicht setzte Londons ehemaliger Bürgermeister Boris Johnson deshalb zu einer längst fälligen Wertschätzung des Tischtennis an: «Ping-pong is coming home», verkündete er im Hinblick auf die Olympischen Spiele 2012 in der britischen Hauptstadt.

Aber auch die Franzosen polieren das Pingpong-Image auf: Der 1854 gegründete Luxuswarenhersteller Louis Vuitton hat seit neustem einen exquisiten Spieltisch für knapp 70 000 Euro im Angebot. Geliefert wird er mit einem handgefertigten Ledernetz und zehn Louis-Vuitton-Bällen. Zudem ist er mit zwei Schubladen ausgestattet, in denen vier massgefertigte Schläger Platz finden. Edelleute spielen heute Pingpong, wie es scheint.

Benjamin Bögli

Eva Nidecker, Unternehmerin

Die Baslerin glaubt an das Gesetz der Anziehung, sie würde den Schokoladenkonsum gerne im Gesetz verankern – und sie sagt, was glücklich macht.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Eva Nidecker: Wer sich um kranke und betagte Menschen kümmert, verdient mehr Respekt.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Nidecker: Nach bald fünf Jahren Open Ride Zürich zahle ich mir selbst 7000 Franken brutto aus auf 100 Prozent.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Nidecker: Die Fähigkeit, zuzuhören und Tränen zuzulassen.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Nidecker: Vor schwerer Krankheit und Tod.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Nidecker: Ich bin kein besonders politischer Mensch, daher fällt mir diese Antwort schwer. Immerhin haben wir nun mit Beat Jans einen Basler im Bundesrat. Das freut mich sehr!

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Nidecker: Nein. Ich glaube an die Kraft der Natur. Und an das Gesetz der Anziehung. Ich kann meinen Weg bis zu einem gewissen Punkt selbst beeinflussen. Mit der Art, wie ich denke, wie ich mit anderen Menschen umgehe und welche Signale ich aussende.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Nidecker: Ich bin kein grosser Fan von Parteipolitik, respektive ich finde keine Partei, die all meinen Überzeugungen entspricht. Aber, wenn ich mich entscheiden müsste, dann wären es wohl die Grünliberalen.

Weltwoche: Wann hatten Sie das letzte Mal Sex?

Nidecker: Gestern.

Weltwoche: Welches Lied können Sie immer wieder hören?

Nidecker: «Space Oddity» von David Bowie.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Nidecker: Der Bauch dürfte kleiner sein. Aber je älter ich werde, desto gelassener bin ich, was mein Äusseres betrifft.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Frühlingsabend verbringen?

Nidecker: Ich würde gern mal ein paar Takte mit Roger Federer sprechen. Ich finde es beeindruckend, wie er seine Profikarriere gemeistert

Nidecker: Mit Scrat aus «Ice Age». Ich kann Berge versetzen für ein kleines Stückchen Schokolade! Womit wir wieder bei meinem Bauch sind ...

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Nidecker: Bleibe dir treu, und lass dich nicht von der negativen Energie von anderen runterziehen. Such dir Menschen, die sich in derselben Frequenz bewegen wie du.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Nidecker: Ich bin in einer sehr glücklichen Beziehung, in der sich diese Frage nicht stellt.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Nidecker: Ich mag ab und zu ein gutes Stück Fleisch. Zudem bin ich viel zu wenig versiert in der Küche, um mich abwechslungsreich vegan ernähren zu können.

Weltwoche: Was passiert, wenn wir sterben?

Nidecker: Das grösste Geheimnis überhaupt. Ich stelle mir vor, dass die Seele danach auf eine lange und schöne Wanderung durch die Zeit geht.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Nidecker: Täglich eine Reihe Schokolade für jeden.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Nidecker: Meine Mutter.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Nidecker: Wenn ich herzlich lachen darf! Sei es mit meinem Partner, meinen Freunden oder auch mit meinem Open-Ride-Team. Es gibt so viele unglaublich lustige Momente, die meinen Alltag prägen. Das verbindet und macht glücklich.



«Kraft der Natur»: Moderatorin Nidecker, 43.

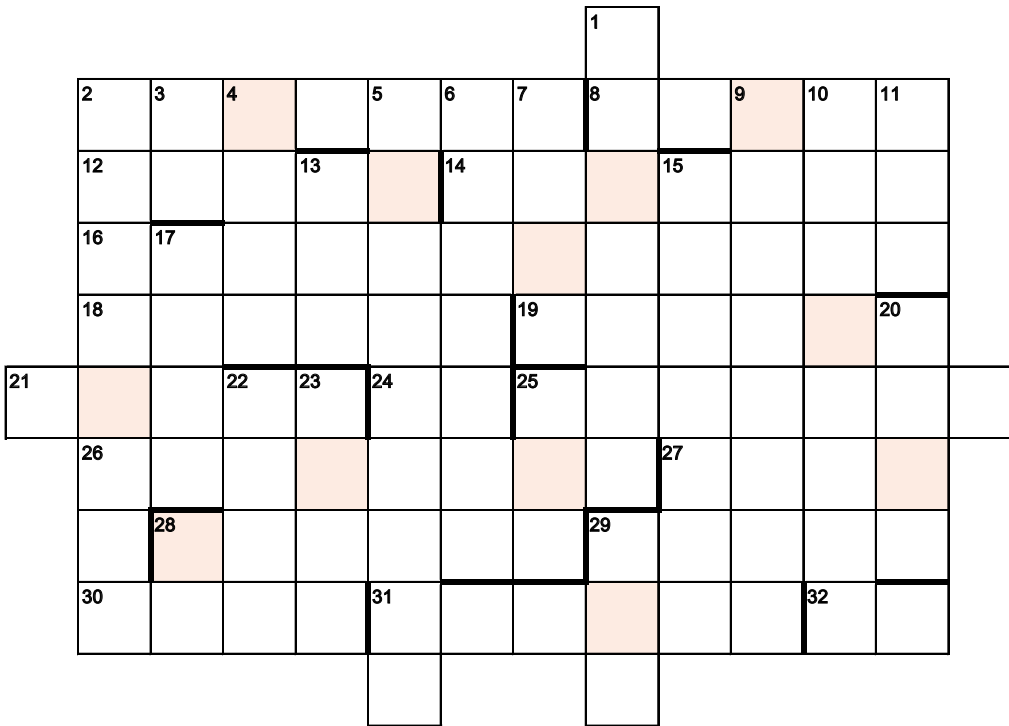
hat. Zudem macht er auf mich einen sehr integren Eindruck. Und ich könnte mir vorstellen, dass er einen guten Sinn für Humor hat.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Nidecker: Nein. Ich habe in der Vergangenheit ein paar Sachen ausprobiert, da ich ein sehr neugieriger Mensch bin. Heute geniesse ich ein gutes Glas Wein oder einen Gin Tonic.

Weltwoche: Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

Eva Nidecker ist Gründerin und CEO der Fitnessfirma Open Ride in Zürich und Basel. Für das Schweizer Fernsehen moderiert sie jeweils die Sendung zur Basler Fasnacht.



Lösungswort — Falschmeldung über eine Reduzierung des Fischöl-Verbrauchs?
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 2 fremdsprachlicher Kontrapunkt? 8 sind Honorablen vorbehalten
12 enthält eine ganze Hauptstadt und hat reichlich Lebenserfahrung 14 maritim anlautende Winkelfunktion 16 logopädische Lektion? 18 lateinisches «und» zwischen englischem «gehen» und ebensolchem «er», Freunden deutscher Literatur wohlbekannt 19 vermutlich kein Anwärter auf Michelin-Sterne 21 sorgt für ordentlichen Wumms 24 verkürzter Slang 25 was zu ihr gebracht wird, wird nicht transportiert, sondern präsentiert 26 sozialdemokratischer Südtiroler Gipfel? 27 Teil hiesiger Bauernhöfe, anderswo beinahe königlich 28 die hier gesuchte Lösung ist zugleich Lösungsmittel 29 Internet-Verweise, die eine klare Richtung vorgeben 30 was Führende vorn haben 31 wie 26-waagrecht-Leben verlaufen 32 steht bei Turnübungen zuvorderst

Senkrecht — 1 Schwergewicht mit meditativem Einstieg 2 verdrehte Aussagen 3 Minimal-Nummer 4 können geschlossen oder geschossen werden 5 röhrenförmiges Gefäß für grosse Marder? 6 der – ähm, stark pigmentierte Mitmensch? – von Venedig 7 eine Aufgabe für moderne Kosmopoliten 9 Renate gewidmete englische Camping-Behausung? ganz schön aufmüpfig 10 wer dies erreicht, ist zur Umkehr gezwungen 11 Enzym in Pansen 13 diese Polizei ist ganz nach dem Geschmack von Alkoholkonsumenten 15 gülleartig, aber ohne Drama-King 17 macht Grosstuer grösser 20 in Oberösterreich und in Rennställen zu finden 22 liegt in feuchten Wäldern oder auf der Bank 23 botanischer Teil von Überlebenstrainings 25 halber Ziegel, nicht im Baumarkt, sondern in der Kosmetikabteilung zu finden 28 ist in Stauden und in Plantagen, aber nicht in Büschen oder in Gärten zu finden 29 veraltetes Gesetz

© Daniela Feurer – Rätselactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 857

	L		Q	G	A		Z	I					
Y	O	G	A	U	R	I	N	S	T	I	N	K	T
	G	E	B	E	L	L	G	I	T	T	E	R	
	I	H	M	L	A	B	E	T	R	A	N	K	
	C	O	U	L	O	M	B	Z	E	D	E	R	
	A	R	S	E	N	A	L	E	C	E	S	A	R
L	O	C	K	E	N	W	I	C	K	L	E	R	
	S	H	A	W	D	A	C	K	E	L	H	I	
	T	E	T	E	S	C	H	E	R	E	R	E	I
	A	N		R		S		N					

Waagrecht — 3 GA 7 YOGA 10 URINSTINKT (Urin stinkt) 13 GEBELL 15 GITTER 17 LeihMüttern 19 LABETRANK 20 Charles Augustin de COULOMB (SI-Einheit für elektr. Ladung) 21 ein kompliziertes ProZEDERE 22 ARSENALE (Arsen-Ale) 24 CESAR Keiser 27 LOCKENWICKLER 30 George Bernard SHAW 31 DACKEL 32 HI 33 TETE (franz. f. Kopf) 34 SCHEREREI 35 (B)AND

Senkrecht — 1 LOGIC (engl. f. Logik) 2 QUELLE 3 GILB 4 ANGEBLICH (Anagramm v. Bleaching) 5 ZITADELLE (Zita-Delle) 6 IKRK («Eine Erinnerung an Solferino» v. Henry Dunant) 8 GEHORCHEN (GE-horchen) 9 AB (Blutgruppe) 11 SITZECKEN (Sit-Zecken) 12 NENE (Hawaiiigans, kurzform v. Helene) 14 LAON (la, on) 16 TRECKER 18 MUSKAT (Mu-Skat) 22 (A)OST(A) 23 AWACS 25 FernSEHReportagen 26 ARIE 28 EWER 29 NDS

Lösungswort — **ZUGGESCHIRR**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



CITROËN

Jetzt auch
erhältlich als
HYBRID
136



5 JAHRE
CITROËN
GARANTIE

C5 AIRCROSS

Grosszügigkeit als neue Lebensart.

Ab CHF 26'990.-



Advanced Comfort®
Active Suspension®



Advanced
Comfort-Sitze®



Akustisches
Verbundglas

citroen.ch



Folgen Sie uns auf @citroenswitzerland

Angebot gültig für den Kauf zwischen dem 01.03.-30.04.2024. Angebot gültig für Privatkunden, nur bei den an der Aktion beteiligten Händlern. Empfohlener VP inkl. MwSt. Citroën C5 Aircross PureTech 130 You, Katalogpreis CHF 26'990.-. Abgebildetes Modell: Citroën C5 Aircross Hybrid 136 e-DCS6 e-Series, Katalogpreis CHF 43'040.-, Garantie 5 Jahre/100'000 km (was zuerst eintritt) geschenkt; Verbrauch gesamt 6,2 l/100 km; CO₂-Emission 139 g/km; Treibstoffverbrauchs-kategorie D. AC Automobile Schweiz AG behält sich das Recht vor, die technischen Daten, die Ausstattungen und die Preise ohne Vorankündigung zu ändern.

